This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UC-NRLF
$B 48 757

YC 37866

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Abhandlungen

zur

Geschichte Friedrichs des Großen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abhandlungen

zur

Geschichte Friedrichs des Großen.

Von

Eduard Reimann.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1892.

Digitized by Google

DD403
.8
R4

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

In dem zweiten Bande meiner „Neueren Geschichte des Preußischen Staates“ bin ich bis zum Tode Friedrichs des Großen gekommen. So stark ist aber die Anziehungskraft, welche dieser außerordentliche Fürst auf uns ausübt, daß wir uns von ihm nicht trennen mögen, und so habe ich mich denn mit ihm noch weiter beschäftigt, mit seiner Stellung zur Religion und Philosophie, seinem Verhalten gegen die deutsche Litteratur, seinen Ansichten über den Staat, seiner Finanzpolitik und seinen Bemühungen um die Hebung des Berg- und Hüttenwesens. Was letzteren Gegenstand betrifft, so wird man sich hoffentlich freuen, daß es mir gelungen ist, hierüber einen sehr reichen Stoff zusammenzubringen, und daß der vortreffliche Minister v. Heinitz uns nun wenigstens bis zum Jahre 1788 ebenso bekannt wird, wie der edle Zedlitz es durch Rethwisch geworden ist. Anders verhält es sich mit den übrigen Aufsätzen; denn sie behandeln Gegenstände, mit denen sich schon viele Gelehrte vor mir beschäftigt haben. Ich schmeichle mir aber, daß auch hier meine Arbeit nicht als überflüssig wird erfunden werden.

Breslau, den 21. August 1891.

171482

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
I.	Über die Stellung Friedrichs des Großen zur Religion und Philosophie	1
II.	Friedrichs des Großen Verhalten gegen die deutsche Litteratur	45
III.	Friedrichs des Großen Ansichten über den Fürstenberuf und die für Preußen notwendige Regierungsweise	70
IV.	Über die Finanzpolitik Friedrichs des Großen	93
V.	Über drei von Max Lehmann veröffentlichte Aktenstücke Friedrichs des Großen	109
VI.	Friedrich der Große und der Freiherr v. Heinitz	124

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

I.

Über die Stellung Friedrichs des Großen zur Religion und Philosophie.

1. Der Kronprinz.

Im Jahre 1784 hat Kant die Frage „Was ist Aufklärung?“ dahin beantwortet, sie sei der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit, und ihr Wahlspruch laute: Habe Mut dich deines eigenen Verstandes zu bedienen. Letzteres hat Friedrich der Große gethan und zwar in einem solchen Maße, daß er allen Autoritätsglauben wegwarf. Er nannte sich eben deswegen Philosoph, welches Wort in der französischen Sprache, besonders des 18. Jahrhunderts, auch einen Mann bezeichnet, der die christliche Offenbarung leugnet; es ist in diesem Sinne mit Freidenker zu übersetzen. Schöpferisch thätig ist Friedrich auf dem Felde der Philosophie nicht gewesen. Daher hat ihm auch Zeller mit Recht keine Besprechung in seiner Geschichte der deutschen Philosophie gewidmet. Dagegen muß man allerdings über seine Stellung zur Religion und Philosophie ins Klare zu kommen suchen. Nun hat Ranke, der hochberühmte Geschichtschreiber, eine ganz vorzügliche Schilderung der späteren Jugendjahre Friedrichs II. gegeben, die ich früher mit dem größten Entzücken gelesen; aber als ich an die Quellen selbst heranging, da bemerkte ich zu meinem schmerzlichen Erstaunen, daß er durch kleine Wendungen und indem er viele Stellen der Briefe ganz außeracht

Digitized by Google

ließ, den Kronprinzen gläubiger gemacht hat, als er geweſen iſt. Man ſtößt hier auf die nämliche Abſichtlichkeit wie bei dem, was der Altmeiſter über den Urſprung der erſten polniſchen Teilung geſchrieben.

Unbefangener als Ranke geht Koſer zuwerke, der ein beſonderes Buch über Friedrich als Kronprinz im Jahre 1886 veröffentlichte; doch hat er dieſem wichtigen Gegenſtande nicht die Aufmerkſamkeit geſchenkt, die er unſtreitig verdient. Allerdings weiß Koſer mit einem gewiſſen Geſchick paſſende Stellen aus den Briefen Friedrichs in ſeine Darſtellung einzuflechten, und er befriedigt ohne Zweifel den gewöhnlichen Leſer; aber er dringt nicht in die Tiefe. Zuſtatten iſt ihm übrigens gekommen, daß er von dem folgenden Werke wenigſtens den erſten Abſchnitt gekannt hat.

In demſelben Jahr 1886 erſchien Zellers Buch „Friedrich der Große als Philoſoph“. Der Verfaſſer hat ſeinen Gegenſtand mit außerordentlicher Gründlichkeit ſtudiert und ein dankenswert belehrendes Werk ohne Schönfärberei geſchrieben. Aber die Anlage desſelben muß ich für verfehlt erachten. Es werden nämlich darin die Anſichten über die Hauptfragen der Philoſophie einzeln hintereinander und zwar jedesmal bis zum Tode des Königs dargeſtellt, z. B. über das Daſein Gottes, das Weſen Gottes, das Verhältnis zum Vorſehungsglauben, über den Determinismus, den Zufall, Optimismus und Peſſimismus. Bei dieſer Anordnung kann man unmöglich eine klare Vorſtellung von den verſchiedenen Stufen der Entwickelung gewinnen, und es iſt z. B. ſehr ſchwer, ſich ein deutliches Bild von den Anſichten zu verſchaffen, welche der Kronprinz gehabt hat, bevor er den Thron beſtieg. Der Antimacchiavell verfolgt den Leſer beinahe durch das ganze Buch. Die Ideen ſtehen doch untereinander in einem gewiſſen Zuſammenhange; ſie werden aber von Zeller zerriſſen vorgeführt. Die Darſtellung ſelbſt iſt unlebendig und ohne rechte Form; zu 182 Seiten Text gehören 114 Seiten Anmerkungen, von denen der größte Teil richtig und leicht im Text eine Stelle gefunden haben würde. Endlich in der auswärtigen Politik und in dem,

Digitized by Google

was Friedrich für den Unterricht gethan, hat er nicht als Philosoph, sondern als Staatsmann gehandelt. Wenn aber einmal diese Punkte gleichfalls erörtert werden sollten, damit man sehen könnte, wie sich der Philosoph auf dem Throne praktisch bewährt hat, so mußte die gesamte innere Verwaltung und die Rechtspflege auch in den Kreis der Betrachtung gezogen werden [1]).

Wenn diese Urteile richtig sind, so ist es wünschenswert, daß ein neuer Versuch gemacht werde, die Stellung, welche Friedrich der Große zur Religion und Philosophie als Kronprinz und als König eingenommen hat, ohne jede Nebenrücksicht aus den Quellen mit einiger Ausführlichkeit darzulegen, und das ist meine Absicht gewesen.

Für die geistige Entwickelung Friedrichs des Großen sind bekanntlich die Jahre, die er in Rheinsberg zugebracht, entscheidend geworden. Dort hat er nachgeholt, was er vorher versäumt, und nicht nur eine sehr große Masse von Kenntnissen sich erworben, sondern auch sein Urteil gebildet und über die höchsten Fragen, welche die Menschheit von jeher bewegt haben und immer bewegen werden, so anhaltend und reiflich nachgedacht, wie kaum ein anderer Fürst im langen Laufe der Geschichte.

Zu den Männern, die in dieser Zeit einen großen Einfluß auf ihn ausübten, gehörte der Graf Manteuffel, ein geborener Pommer, der aber in den sächsischen Staatsdienst getreten und Minister geworden war und nach seiner Entlassung in der preußischen Hauptstadt Wohnung genommen hatte. Diesem, der gerade verreist war, schrieb der Kronprinz am 11. März 1736, bevor er von Berlin wieder nach Ruppin zu

1) In dem neuesten Historischen Taschenbuch hat H. Fechner eine Abhandlung „Ursprung, Wesen und Bedeutung der Philosophie Friedrichs des Großen“ (sechste Folge, X.) veröffentlicht, auf die ich noch aufmerksam machen will, obwohl ich die Grundansicht des Verfassers für verfehlt halte. Der König hatte seine Weltanschauung gebildet, lange bevor er an die Eroberung Schlesiens dachte.

Digitized by Google

seinem Regimente zurückging, und teilte ihm unter anderem mit: er habe einen Band von Rollin gelesen, die Nase in Wolffs Werke gesteckt und eine Predigt von Beausobre gehört, die ihn nach Inhalt und Form außerordentlich entzückt hätte. Der geistliche Redner behandelte darin die Ursachen, warum die Pharisäer und Sadducäer der Sendung unseres Herrn nicht beigepflichtet wären. Er setzte dann die Lehre der Sadducäer auseinander und kam dabei natürlich auch auf die Unsterblichkeit der Seele zu sprechen, welche sie in Zweifel zogen. Er zeigte weiter, wie sehr die Lehre und die Moral Christi der ihrigen überlegen wäre [1]).

Vielleicht hat diese Predigt dazu geführt, daß die beiden Freunde die Frage erörterten, welche Moral vorzuziehen wäre, die heidnische oder die christliche. Friedrich stellte die letztere höher, weil sie uns antriebe, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben. Der Gott, welchen er anbetet, ist die höchste Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, und die Betrachtung dieser Eigenschaften nennt er einen vollkommenen Lehrgang der Moral, die unsere Liebe durch ihre schönen und reinen Vorschriften gewinnt und uns einladet, dieselben zu befolgen. Friedrich bewunderte die Todesverachtung, welche der heilige Stephan zeigte, als er, von seinen Feinden gesteinigt, seinen Henkern verzieh und mit aller möglichen Standhaftigkeit starb [2]).

Die christliche Glaubenslehre dagegen fand den Beifall des Kronprinzen nicht eben so. Er bezweifelte z. B. die Unsterblichkeit der Seele, wiewohl er sehnlich wünschte, davon recht überzeugt zu werden. Im letzten Winter hatte der Prediger Achard in mehreren Reden diesen Gegenstand auf der Kanzel behandelt, aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Wunsch Friedrichs, der ja einige Zeit nachher demselben Geistlichen zwei Bibelstellen aufschrieb, über die er predigen sollte. Die Aufgabe war einmal, die Möglichkeit, die Merkmale und die Wahrheit der Offenbarung auseinanderzusetzen, und zweitens die Not-

1) Oeuvres XVI, 107.
2) Oeuvres XXV, 419 ff.

Digitized by Google

wendigkeit der Sendung Jesu Christi, die Richtigkeit der Sprüche, die ihn verkündigt haben, und den Grund, weshalb Gott diese Art der Erlösung ausgewählt und jeder andern vorgezogen habe, darzuthun. Und Beausobre hat den Auftrag erhalten, über das jüngste Gericht zu predigen, wenn der Kronprinz wieder einmal in Berlin sein würde. Wir sehen, welche Zweifel diesen quälten und wie er womöglich eines Besseren belehrt werden wollte. Jedoch das war freilich sehr schwer. Achard hatte z. B. nach seinen Predigten über die Unsterblichkeit der Seele noch ein langes Schriftstück zur Ergänzung verfaßt und ihm eingesendet; aber Friedrich vermochte den Beweisen, die er vorbrachte, keine überzeugende Kraft beizumessen. Er konnte sich ein Denken ohne körperliche Organe, eine besondere Seele nicht vorstellen. Indem er dies dem Prediger in einem Briefe vom 27. März freimütig eingestand, fuhr er fort: „Ich lese jetzt die Metaphysik des berühmtesten Philosophen unserer Tage, des gelehrten Wolff, dessen Fundamentalprinzip vom Dasein und der Unsterblichkeit der Seele auf unteilbare Wesen gegründet ist .... Alle diese unteilbaren Wesen sind auf einmal durch einen einzigen Willensakt Gottes geschaffen worden. Meine Seele ist ein unteilbares Wesen; da sie nun auf einmal und durch einen einzigen Willensakt Gottes geschaffen worden ist und folglich keine trennbaren Teile hat, kann sie nur durch einen einzigen Willensakt Gottes vernichtet werden“ [1]).

Bereits am 11. März hatte Friedrich, wie erwähnt worden ist, dem Freunde gemeldet, daß er die Nase in die Metaphysik von Wolff gesteckt, d. h. darin geblättert hätte; jedoch es widerstand ihm, das Buch in der deutschen Ursprache zu lesen, und er machte lieber dem sächsischen Gesandten v. Suhm, mit welchem er innig befreundet war, die außerordentliche Mühe, das Werk ins Französische zu übersetzen. Zwei Tage später, am 13. März, schickte dieser das erste Kapitel. Der Philosoph zeige darin, hieß es in dem Begleitschreiben, daß

1) Oeuvres XVI, 113. 116.

Digitized by Google

der Mensch seiner Existenz sicher sei. Da ihm nun Wolffs ganze Metaphysik auf eben so augenscheinlichen Beweisen zu beruhen schien, wünschte er dem Kronprinzen im voraus Glück dazu, daß er über den Punkt, der ihm hauptsächlich am Herzen läge, volle Gewißheit erlangen würde. Nach vierzehn Tagen hielt es Friedrich für möglich, daß er eine Seele habe, und sogar, daß sie unsterblich sei. Und einen Monat später schrieb er an Suhm: er studiere Wolff mit sehr großer Aufmerksamkeit. Der Satz vom zureichenden Grunde und der von dem Unterschiede der einfachen und der zusammengesetzten Wesen erschienen ihm als diejenigen, welche man sich am meisten einprägen müßte, wenn man die Metaphysik des Philosophen weiter verstehen wollte, und er las sie deshalb täglich mehr als einmal. Er nahm seinen Wolff mit, als er im Juli nach Preußen reiste, und vergaß ihn nicht über den militärischen Beschäftigungen, die ihm dort oblagen. „Er ist der feste Punkt, auf welchen meine ganze Aufmerksamkeit gerichtet ist", schrieb Friedrich an Suhm. „Je mehr ich ihn lese, desto mehr befriedigt er mich. Ich bewundere die Tiefe dieses berühmten Philosophen, welcher die Natur studiert hat wie kein Mensch vor ihm, und welcher soweit gekommen ist, daß er von Dingen, die ehedem nicht allein dunkel und verworren, sondern auch ganz unverständlich waren, Rechenschaft geben kann. Mich dünkt, ich erlange durch ihn täglich mehr Einsicht, und es fällt mir bei jedem Satze, den ich studiere, wieder eine Schuppe von den Augen. Dieses Buch sollte jedermann lesen, um folgerichtig denken zu lernen." Und kaum war Friedrich aus Preußen zurückgekehrt, als er dem Freunde vergnügt ankündigte, daß Wolffs Logik in französischer Sprache nächstens gedruckt erscheinen und ein anderer ebenso die Moral dieses Philosophen übersetzen würde. Als die Männer, welche die Welt in der neueren Zeit aufgeklärt haben, nennt er die Cartesius, Leibnitz, Newton und Wolff [1]). Aber an eben demselben Tage ward ein Brief an ihn geschrieben, welcher Ansichten ganz anderer Art enthielt.

1) Oeuvres XVI, 249. 255. 262. 273. 278.

Digitized by Google

Man weiß, wie Friedrich den Schriftsteller Voltaire über die Maßen verehrt hat. Er wünschte mit ihm in brieflichen und womöglich auch persönlichen Verkehr zu treten. Er hatte deshalb am 8. August einen sehr langen Brief an ihn geschrieben und ihm bei dieser Gelegenheit einen Auszug aus Wolffs Metaphysik gesendet; er versprach später das Ganze zu schicken, wenn die Übersetzung fertig sein würde. Der Kronprinz hob die große Beweiskraft der Sätze des deutschen Philosophen hervor, die mathematisch aufeinander folgen und wie die Ringe einer Kette zusammenhängen. In seiner Begeisterung für dieses Werk meinte er dem Franzosen eine große Freude zu bereiten, wenn er ihn an dem kostbaren Gute teilnehmen ließe. So fleißig er aber in den Schriften von Voltaire gelesen hatte, so entging es ihm doch, daß jenen eine Kluft von Wolff trennte.

Das begeisterte Lob, welches der Kronprinz letzterem spendete, nötigte den Franzosen, artig darauf zu antworten; aber wenn er gleichfalls vier Philosophen nannte, so ließ er Cartesius und Wolff weg und setzte zwei andere in die Stelle, nämlich Bayle und Locke. Und welchen Wert er der Metaphysik beilegte, das zeigte folgendes Gleichnis. „Die Mäuse, die ein kleines Loch in einem ungeheuren Gebäude bewohnen", schrieb er, „wissen weder, ob dieses Gebäude ewig, noch wer der Baumeister ist, noch warum er es gebaut hat. Sie suchen ihr Leben zu erhalten, ihre Löcher zu bevölkern und den Tieren zu entschlüpfen, von denen sie verfolgt und vernichtet werden. Wir sind die Mäuse, und der göttliche Baumeister hat, so viel ich weiß, noch niemandem von uns sein Geheimnis geoffenbart." Und von Wolff sagt er: „Man kann ihn bekämpfen, aber man muß ihn achten" [1]).

Beinahe mit den nämlichen Worten äußerte sich Friedrich einige Monate später gegen Suhm, indem er am 16. November an ihn schreibt: „Wolff sagt unstreitig Gutes und Schönes; aber man kann ihn doch bekämpfen, und wenn wir zu den

1) Oeuvres XXI, 8.

Digitized by Google

letzten Vernunftgründen zurückgehen, ſo bleibt uns nur übrig, unſere Unwiſſenheit einzugeſtehen“ [1]).

Die Seelenſtimmung, in welcher ſich der Kronprinz um die Wende des Jahres 1736 befand, erhellt aus einer Ode, die er am 30. Januar 1737 an den Prediger Beauſobre ſchickte. Sie handelte von den unzähligen Wohlthaten, welche der Schöpfer der Welt den Menſchen ſpendet. Es war Friedrichs Beſtreben geweſen, Gott ſo, wie er ſich ihn vorſtellte, zu malen. „Sein Charakter iſt Güte“, ſchrieb er in dem begleitenden Briefe, „ich kenne ihn nur aus ſeinen Gnadenbezeigungen. Wie dürfte ich ihm einen barbariſchen und grauſamen Charakter boshaft andichten, während mir alles, was mich umgiebt, von ſeinen Gunſterweiſungen ſpricht. Weit entfernt, mein Herz Lügen zu ſtrafen, will ihm meine Feder mit ihrer ganzen Kraft beiſtehen. Ich ſuche Gott andern ſo liebenswürdig zu machen, als er mir erſcheint, und ihnen die nämliche Dankbarkeit für ſeine Wohlthaten einzuflößen, von welcher ich durchdrungen bin. Ja, ich gehe noch weiter; ich wag' es, Gott zu verteidigen für den Fall, daß er es nicht für angemeſſen erachtet hat, der Seele die Unſterblichkeit zu gewähren. Endlich ſchließe ich von dem Guten, welches er mir jetzt erweiſt, auf das, welches er mir künftig erweiſen wird. . . . Ich merke wohl, daß es ſchwachen Sterblichen unmöglich iſt, von dem Schöpfer des Himmels und der Erde würdig zu ſprechen. Ich fühle, daß meine Kräfte dazu nicht ausreichen; aber weit entfernt, mich dadurch abſchrecken zu laſſen, faſſe ich neuen Mut, meine Dankbarkeit Gott zu bezeigen, von dem ich alles habe und gegen welchen niemand ſeine Pflichten ganz erfüllen kann.“

In der Ode preiſt Friedrich den göttlichen Urheber der Natur, welcher die Welt aus nichts geſchaffen, auch ihn ins Daſein gerufen und ſeine Wimper den Strahlen des Lichtes geöffnet hat. „Die geſunde Vernunft erhebt uns über den Staub dieſer Erde zum Himmel, ſingt der Dichter, und zeigt uns in den geringſten Werken Gottes das Abbild eines all-

1) Oeuvres XVI, 298.

Digitized by Google

mächtigen Schöpfers; der Wurm, der auf der Erde kriecht, führt uns mehr als Blitz und Donner zur Anbetung der Größe Gottes." Jedermann bemerkt, von welcher Ehrfurcht gegen den Höchsten der Kronprinz ergriffen ist. Den Tod nennt er kein Übel, sondern das Ende unserer Leiden, und eben damit rechtfertigt er ihn auch, wenn die Seele nicht unsterblich ist; wenn sie es aber ist, so liegt eine neue Güte Gottes darin, welche der Dichter begeistert ausmalt. Es erscheint ihm also das letztere schön, aber ersteres doch auch möglich, Wolff hat ihn nicht, wie er anfangs hoffte, fest überzeugen können. Er hat Religion, aber nicht die geoffenbarte. „Vielleicht findet Ihr", schreibt er zuletzt an Beausobre, „Stellen in dieser Ode, von denen Ihr glaubt, daß sie mit der Augsburger Konfession nicht übereinstimmen; aber Ihr seid hoffentlich nicht der Meinung, daß man Luther und Calvin braucht, um Gott zu lieben" [1]). Die christliche Sittenlehre schätzt er hoch, die Glaubenslehren waren ihm gleichgültig, und im Mai 1738 warf er es seinem hochverehrten und vielgeliebten Voltaire vor, Jesum Christum als Gottmenschen bezeichnet zu haben. Er spricht von dem sogenannten Heiland. „Man kann", schreibt er, „von Fabeln reden, aber nur als von Fabeln, und ich glaube, daß es besser ist, ein tiefes Stillschweigen über die christlichen Fabeln zu beobachten, die durch ihr Alter und die Leichtgläubigkeit der albernen Leute geheiligt sind." Und an den ihm befreundeten Obersten v. Camas schrieb er am 10. Januar 1739: „Der lebendige Glaube ist kein besonderes Verdienst von mir, aber die christliche Sittenlehre bildet darum nicht weniger die Regel meines Lebens." Und wenn ihm schon der Protestantismus keine Befriedigung gewährte, so mußte der Katholicismus ihn noch mehr abstoßen. Er sprach von der Lächerlichkeit der papistischen Irrtümer und dankte Gott, daß er dieser Kirchengemeinschaft nicht angehöre; denn er würde bei dem schwachen Glauben, den er habe, nicht

1) Oeuvres XVI, 122. Die Ode steht in drei Bearbeitungen XIV, 7—10.

Digitized by Google

imſtande ſein, allen ihren abergläubiſchen Gebräuchen beizupflichten [1]).

Das alſo war die Stellung, welche der Kronprinz zum Chriſtentum einnahm. Gewährte nun die Philoſophie ihm ausreichenden Erſatz? Er hatte die erſte Hälfte der Metaphyſik Wolffs im Dezember 1736 an Voltaire geſchickt, indem er die große Ordnung und den engen Zuſammenhang der Sätze rühmend hervorhob. Aber das Studium der Philoſophie ward ihm doch nicht leicht, und etwas kleinlaut bekennt er im Februar 1737 inbezug auf die Ewigkeit der Welt, daß er das Wort ‚ewig‘ nicht verſtünde. „Die metaphyſiſchen Fragen“, ſchreibt er, „gehen über unſere Faſſungskraft hinaus. Wir bemühen uns vergeblich ſie zu begreifen, und in dieſer unwiſſenden Welt gilt die Vermutung, welche die meiſte Wahrſcheinlichkeit hat, für das beſte Syſtem. Das meinige beſteht darin: ich bete das höchſte Weſen an, welches die Güte und Barmherzigkeit ſelbſt iſt und dadurch allein meine Ehrfurcht verdient; ich ſtehe den Sterblichen, deren elende Lage ich kenne, helfend bei und verlaſſe mich im übrigen auf den Willen des Schöpfers, der nach ſeinem Gutdünken über mich beſtimmen wird und von dem ich nichts zu fürchten habe, was auch kommen mag“, d. h. ob die Seele mit unſerem Körper untergeht oder nicht. Friedrich rechnet darauf, daß Voltaire beinahe das gleiche Glaubensbekenntnis habe [2]).

Die Antwort lautete nicht ablehnend. Zugleich aber äußerte ſich Voltaire über die einfachen Dinge, die nach Wolff die Urbeſtandteile der Körper ſind, keine Geſtalt und Größe haben und keinen Raum einnehmen. Das wären, ſagte der Franzoſe, keine Körper, und ſo würde die Materie nicht aus Materie, die Körper nicht aus Körpern zuſammengeſetzt ſein. Er dagegen erblickte die Urbeſtandteile in den Keimen der Menſchen und Pflanzen, die zwar geteilt werden könnten, aber nicht geteilt würden, weil es ſonſt keine Menſchen und Pflanzen

1) Oeuvres XXI, 201. XVI, 162. XXV, 404.
2) Oeuvres XXI, 36.

Digitized by Google

gäbe. Voltaire behauptete daher: Die Urbestandteile der Materie sind Körper, die zwar teilbar sind, aber nicht geteilt werden. Er fragte weiter: Welches ist der zureichende Grund für die Existenz der Körper? Er antwortete: sie sind entweder das, was sie sind, notwendig durch ihre Natur, oder sie sind das Werk des Willens eines freien und zwar sehr freien höchsten Wesens. Welcher Meinung soll er nun folgen? Er wählt diejenige, bei welcher man weniger Ungereimtheiten in den Kauf zu nehmen hat. Er findet nun mehr Schwierigkeiten und Widersprüche, wenn man an die notwendige Existenz der Materie glaubt, und so nimmt er das Dasein eines höchsten Wesens als die wahrscheinlichste Meinung an. Allerdings könne dieses Dasein nicht so wie der pythagoreische Lehrsatz bewiesen werden, und es biete dem Geiste noch unüberwindliche Hindernisse, meinte Voltaire; aber er glaubte daran wie an eine Wahrheit, die tausend Dunkelheiten aufhelle.

Noch eine Weile stritten beide über die einfachen Dinge miteinander. Der Kronprinz hob es rühmend hervor, daß Wolff genaue Definitionen gegeben habe, während der göttliche Aristoteles, der göttliche Plato — das wagte Friedrich zu sagen — ihre Unwissenheit hinter Worten verborgen hätten. Voltaire wußte zu antworten, und als ihn der Kronprinz mit den Definitionen des deutschen Philosophen über Ausdehnung schlagen wollte, da bekannte er abermals, er verstehe nichts von dem einfachen Dinge Wolffs. „Ich sehe mich", schrieb er, „in einen Himmelsstrich verpflanzet, dessen Luft ich nicht atmen kann, auf einen Boden, wohin ich meinen Fuß nicht setzen kann, zu Leuten, deren Sprache ich nicht verstehe." Voltaire verwirft rundweg die Definition des Raumes, wie sie Wolff gegeben, als Zusammenhang oder Kontinuität der Wesen. „Der reine Raum", schreibt er, „ist ausgedehnt, und es sind dazu keine andern Wesen notwendig. Leugnet Wolff den reinen Raum, so gehören wir zwei verschiedenen Religionen an; er bleibe bei der seinigen und ich bei der meinigen" [1]).

1) Oeuvres XXI, 56. 57. 63. 84. 85. 94.

Digitized by Google

Es verhielt ſich in der That alſo, daß hier kein Ausgleich zwiſchen den beiden Anſichten möglich war. Betrübte ſich nun der Kronprinz darüber ſehr? Er verſicherte dem Franzoſen: die unparteiiſche und vernünftige Art und Weiſe desſelben, die Dinge zu betrachten, ſei ihm ungemein nützlich, und er lerne durch Voltaires Zweifel mehr als durch alles, was der göttliche Ariſtoteles, der weiſe Plato und der unvergleichliche Carteſius ſo leichthin behauptet hätten. Friedrich dankte ſeinem lieben Freunde dafür, daß er dem deutſchen Philoſophen, dieſem großen Manne, Gerechtigkeit widerfahren laſſe und zugleich in der höflichſten Weiſe die ſchwachen Stellen bezeichne, welche ſein Syſtem eben ſo gut habe, wie jedes andere. Der Kronprinz hält wie Voltaire dasjenige für das beſte, welches die wenigſten Ungereimtheiten und Widerſprüche hat. „Wir können füglich nicht verlangen", fährt er fort, „daß uns die Herren Metaphyſiker eine genaue Karte von ihrem Reiche geben. Man würde in großer Verlegenheit ſein, wenn man ein Land beſchreiben ſollte, das man nie geſehen, wovon man keine Nachricht hat, und das unzugänglich iſt." Friedrich nennt die Bücher über Metaphyſik Romane, wo in ſchönſter mathematiſcher Ordnung dargeſtellt iſt, was ihre Verfaſſer ſich erdacht haben. „Wenn Männer wie Carteſius, Locke, Newton und Wolff nicht vermocht haben das Rätſel zu löſen", ruft er klagend aus, „ſo muß man glauben, ja, man kann behaupten, daß die Nachwelt in ihren Entdeckungen nicht glücklicher ſein wird als wir" [1]). Der arme Kronprinz! Wenn er raſche Gewißheit haben wollte, ſo hätte er zu den rechtgläubigen Geiſtlichen der einen oder der andern chriſtlichen Kirche gehen ſollen; denn dieſe denken nicht verſchieden von einander und wiſſen in ihrem Reiche genau Beſcheid. Wir merken aber, wie Wolff ihm doch keine volle Befriedigung gewährt hat. Ja noch mehr, verirrt in die Finſternis einer dunklen Metaphyſik, wünſcht er von Voltaire aufgeklärt zu werden und bittet den Freund,

1) Oeuvres XXI, 90. 119. 120.

Digitized by Google

er möge mit jedem Briefe doch einige Mitteilungen aus seiner Metaphysik ihm senden [1]).

Voltaire, welcher damals in Cirey bei dem Marquis du Châtelet wohnte, hatte für dessen Gemahlin, eine geistreiche und gelehrte Frau, eine Metaphysik geschrieben. Friedrich wünschte davon eine Abschrift zu haben; weil aber die göttliche Emilie, wie er sie zu nennen pflegte, darein nicht willigte, suchte er auf einem Umwege zum Ziele zu kommen, und Voltaire entsprach seinem Wunsche bald, indem er ihm einen langen Aufsatz über die Freiheit des Menschen schickte. Er verfolgte hierbei ohne Zweifel die Absicht, gegen einen andern wichtigen Teil der Leibnitz-Wolffschen Philosophie Sturm zu laufen. Er nannte die Frage nach der menschlichen Freiheit die interessanteste, die man prüfen könnte, weil die ganze Moral davon abhinge. Vier Haupteinwände, sagt er, werden gegen sie erhoben, und er untersuchte nun dieselben. Besonders war er bemüht, die Verträglichkeit der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Allwissenheit nachzuweisen. „Die Freiheit in Gott", sagt er am Schlusse, „ist die Macht alles zu denken, was ihm beliebt, und alles zu thun, was er will. Die Freiheit, welche Gott den Menschen gegeben hat, ist die schwache und beschränkte Macht, gewisse Bewegungen vorzunehmen und sich auf einige Gedanken hinzurichten" [2]).

Gegen Voltaires Ansichten erhob nun aber der Kronprinz die Streitaxt. „Der allmächtige und allweise Urheber der Welt", schrieb er, „muß bei der Schöpfung derselben einen Zweck gehabt haben, folglich müssen alle Vorgänge dazu mitwirken und alle Menschen bei ihren Handlungen den unwandelbaren Absichten Gottes dienen, ohne sie zu kennen." Der Kronprinz vermochte sich letzteren nicht als einen müßigen Zuschauer der Welt zu denken, sondern es erschien ihm natürlicher, daß Gott alles thue und der Mensch nur das Werkzeug seines Willens sei. Ferner wenn alles seinen Grund in dem hat, was voran-

1) Oeuvres XXI, 90.
2) Oeuvres XXI, 100—111.

Digitized by Google

gegangen ist, so findet Friedrich als Ursache der Handlungen das Temperament; außerdem müssen die Umstände dem Menschen die Gelegenheit zu den Handlungen verschaffen, und diese Umstände führe Gott herbei. Auf diesem Prinzip beruhe die Idee der göttlichen Vorsehung, die höchste, edelste und herrlichste Vorstellung, welche sich ein so beschränktes Geschöpf, wie der Mensch ist, von dem Schöpfer machen könne.

Voltaire antwortete hierauf: es käme ihm vor, als ob Leibnitz oder Wolff an einen ihrer Freunde geschrieben hätten, wenn nicht am Schlusse des Briefes Friedrich stünde. Er warf sich nun in die Nacht der Metaphysik, um gegen die Leibnitz und Wolff und Friedrich zu kämpfen, wie Ajax einst in der Dunkelheit stritt. Es müsse sich nun zeigen, schrieb er, ob die Clarke, Locke, Newton seine Leuchte sein sollen, oder Männer wie Leibnitz, mögen sie nun Prinzen sein oder nicht. Er schloß die Auseinandersetzung über die Freiheit des Menschen mit dem Bekenntnis: man mache gegen sie vortreffliche Einwendungen, aber eben so gute mache man gegen das Dasein Gottes, und wie er ungeachtet der außerordentlichen Schwierigkeiten doch an die Schöpfung und die Vorsehung glaube, so halte er sich — natürlich bis zu einem gewissen Punkte — für frei trotz der mächtigen Einwendungen des Kronprinzen.

Noch einmal verteidigte Friedrich die unbedingte Notwendigkeit; er hielt daran fest, daß Gott bis ins kleinste hinein die Welt leite und die Handlungen der Menschen bestimme, und er schrack dabei nicht vor den äußersten Folgerungen zurück. Er glaubte sogar, daß Gott in beiden Fällen wegen seiner Teilnahme an dem Verbrechen nicht gerechtfertigt werden könnte. „Ob er uns die Freiheit, Böses zu thun, gegeben", schrieb er, „oder uns zum Verbrechen antreibt, das kommt fast auf eins heraus, es ist nur ein mehr oder weniger. Steigt man zum Ursprunge des Übels auf, so wird man nicht umhin können, ihn der Gottheit beizumessen, wenn man nicht die Meinung der Manichäer von zwei Prinzipien annehmen will. Da nun Gott nach unserm System der Vater der Verbrechen und

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

der Tugenden ist, da die Herren Clarke, Locke und Newton mir nichts bieten, was die Heiligkeit Gottes mit der Begünstigung der Verbrechen in Einklang bringt, sehe ich mich genötigt, mein System beizubehalten; es hat mehr Zusammenhang." Ja, der Kronprinz findet einen Trost in der unbedingten Notwendigkeit, die alles regiert, unsere Handlungen leitet und die Geschicke bestimmt [1]).

Indem aber Friedrich sein System verteidigt, gesteht er ein, daß er so verfahre, wie es die guten Kinder mit ihren Vätern machen; sie kennen deren Fehler und verbergen sie. Er weiß recht wohl, daß das schöne Bild, welches er zeigt, auch eine Kehrseite hat [2]).

Es geht übrigens bei dieser Erörterung ebenso zu, wie bei der vorigen. Kaum hat Friedrich seine zweite Verteidigung abgesendet, so ist er darauf gefaßt, daß der Jupiter von Cirey seinen Blitz gegen ihn schleudern wird. „Ich thue, was ich kann", schreibt er, „um mich zum Himmel zu erheben, ich bewege die Arme und glaube zu fliegen, aber ich fühle trotzdem, daß mein Geist nicht so beschaffen ist, um sich aus den hierbei vorkommenden Schwierigkeiten herauszuhelfen. Wie es scheint, hat uns der Schöpfer so viel Verstand gegeben, als wir brauchen, um uns in dieser Welt vernünftig zu betragen und für alle unsere Bedürfnisse zu sorgen; aber es scheint auch, daß dieser Verstand nicht ausreicht, um unsere unersättliche Wißbegier, die oft zu weit geht, zu befriedigen. Die Ungereimtheiten und Widersprüche, die sich überall finden, verursachen unaufhörlich den Pyrrhonismus." Manchmal kam sein System dem Kronprinzen selbst unleidlich vor. Er hatte die unbedingte Unfreiheit des menschlichen Willens mit allem möglichen Fleiß untersucht und verteidigt; er pflegte so zu verfahren, um dadurch zu erkennen, wie weit er mit seinen Gründen kommen und auf welcher Seite sich die meisten Ungereimtheiten finden würden. Fast unüberwindliche Schwierigkeiten stießen ihm entgegen, und

1) Oeuvres XXI, 127 ff., 141 ff., 164.
2) Oeuvres XXI, 165.

Digitized by Google

die zahlloſen Syſteme, die er bei dieſer Gelegenheit geleſen, ſtrotzten ihm ſämtlich von Ungereimtheiten [1]). Er hatte, ſo geiſtreich er war, doch noch nicht gelernt, daß der Menſch, um zu einer feſten Überzeugung von den höchſten Wahrheiten zu gelangen, viel Zeit braucht und harte innere Kämpfe durchmachen muß. Niemand kann hier kommen, ſehen und ſiegen. Es trat hinzu, daß Friedrich kaum angefangen hatte, ſich in Wolffs Metaphyſik hineinzuarbeiten, als das ruhige Studium durch den Streit mit Voltaire unterbrochen wurde. Vorzeitig mußte Friedrich gegen ein ganz verſchiedenes Syſtem ſich wehren, und indem er jetzt in der Geſchichte der Philoſophie nach Waffen ſucht und in der Schnelligkeit die verſchiedenſten Syſteme lieſt, wird er noch ratloſer.

Der Kronprinz wollte nun die Hefe ſeines Nektars dem Freunde zu trinken geben. Er räumte zunächſt ein, daß die Menſchen ein Gefühl ihrer Freiheit hätten; ſie beſäßen die Macht ihren Willen zu beſtimmen, Bewegungen vorzunehmen und dergl. Wenn Voltaire das die Freiheit des Menſchen nenne, ſo pflichte er ihm bei, daß der Menſch frei ſei, in einer andern Beziehung aber geſchehe das Gegenteil. „Die Idee des Glückes", behauptet er, „beſtimmt alle meine Handlungen, das iſt alſo die Triebfeder, von der ich abhänge, und ſie iſt mit einer andern verbunden, nämlich mit meinem Temperament, und das iſt eben das Rad, durch welches der Schöpfer die Triebfedern meines Willens in Bewegung ſetzt. Der Menſch hat die nämliche Freiheit wie der Pendel; er kann Handlungen vornehmen, aber ſie ſind alle dem Temperament und ſeiner mehr oder weniger beſchränkten Denkungsart unterworfen. Da nun Gott die Wirkungen der Temperamente und Charaktere der Menſchen vorausgeſehen hat, bewahrt er völlig ſeine Allwiſſenheit, und die Menſchen haben eine freilich ſehr beſchränkte Freiheit, ihrem Vorteil oder ihrer Denkungsart zu folgen [2]).

1) Oeuvres XXI, 168. 186.
2) Oeuvres XXI, 189—192.

Digitized by Google

Auch Voltaire zog die Summe des Streites. „Ihr Sinn für Ordnung und Ideenassociation", schrieb er am 20. Mai 1738, „hat Ihnen Gott als den einzigen unendlichen Herrn von allem vorgestellt, und wenn diese Idee für sich allein ohne Rücksicht auf uns selbst betrachtet wird, so scheint sie ein Fundamentalprinzip zu sein, aus welchem eine unvermeidliche Notwendigkeit in allen Thätigkeiten der Natur herfließt. Aber es giebt noch eine andere Art zu denken und zu schließen, und diese scheint Gott eine größere Macht zu verleihen und aus ihm ein Wesen zu bilden, welches, wie ich zu sagen wage, unserer Anbetung würdiger ist, nämlich wenn wir ihm die Macht beilegen, freie Wesen zu schaffen. Die erste Methode bringt einen Gott der Maschinen, die zweite einen Gott der denkenden Wesen hervor. Es hat nun jede von diesen beiden Methoden ihre Stärke und ihre Schwäche. Sie wiegen dieselben", rief er Friedrich an, „in der Wagschale des Weisen, und trotz des fürchterlichen Gewichtes, welches die Leibnitz und Wolff in diese Wagschale legen, nehmen Sie das Wort Montaignes: ‚Was weiß ich?' zum Wahlspruch."

Der geistvolle Kronprinz, welcher ernst und hitzig die Wahrheit suchte, schrieb zurück: „Ich bin mit meiner Metaphysik so sehr zu Ende, daß es mir unmöglich wäre, noch mehr darüber zu sagen. Ein jeder macht Anstrengungen, um die geheimen Triebfedern der Natur zu erraten; könnten sich nicht sämtliche Philosophen täuschen?" Wir sehen, wie unglücklich es den Kronprinzen macht, daß ihre Systeme so schlecht übereinstimmen, und traurig ruft er aus: „Wir wissen in der That nur wenig, aber unser Geist hat den Stolz alles erfassen zu wollen." Die Metaphysik war ihm früher als ein Land erschienen, wo sich große Entdeckungen machen ließen, und jetzt kam sie ihm wie ein ungeheures Meer vor, das durch Schiffbrüche berüchtigt wäre. „Sie gleicht einem Quacksalber", meint er, „sie verspricht viel, und die Erfahrung lehrt, daß sie wenig hält." Der Kronprinz bekannte, daß er, nachdem er die Wissenschaften so sehr studiert und die Menschen beobachtet

Digitized by Google

habe, zum Skepticismus hinneige. So ſchrieb er am 17. Juni 1738 an Voltaire [1]).

Das war zunächſt alſo die Frucht der Anſtrengungen, die er gemacht, um zur höchſten Erkenntnis aufzuſteigen. Er ſann weiter hin und her und gab endlich dieſen Studien einen Abſchluß, indem er einen Aufſatz über die Schuldloſigkeit der Irrtümer des Geiſtes verfaßte, den er am 30. September 1738 an Voltaire ſchickte. Die Arbeit iſt aus dem Briefwechſel der beiden Männer hervorgewachſen, und einzelne Stellen ſind geradezu herübergenommen. In dem begleitenden Briefe ſpricht Friedrich die Abſicht aus, die er gehabt hat. Er wollte beweiſen, daß die verſchiedenen Anſichten der Menſchen über Philoſophie und Religion niemals die Bande der Freundſchaft und Humanität aufheben ſollen. Ja, er hielt dafür, daß ein Irrtum, der aus dem Forſchen nach der Wahrheit und aus unſerem Unvermögen hervorgeht, löblich ſei [2]). Jedoch wir dürfen uns mit dieſer kurzen Angabe nicht begnügen, ſondern müſſen den Aufſatz, welchen Ranke ſowohl als Koſer ganz außeracht gelaſſen haben und deſſen Zeller nur oberflächlich und nicht am rechten Orte gedenkt, etwas näher betrachten [3]).

Der Schriftſteller geht mit einem Freunde, den er Philantes nennt, an einem ſchönen Abende ſpazieren. In platoniſch-natürlicher Weiſe kommen ſie auf die Wahrheit zu ſprechen. Philantes verſteht darunter die genaue Übereinſtimmung zwiſchen den Dingen und unſern Ideen, zwiſchen den Thatſachen und den Vorſtellungen, die wir davon haben. Friedrich billigt dieſe Definition, aber er meint, es gebe danach höchſtens nur zwei bis drei unumſtößliche Wahrheiten. Indem er dann die Urſachen für ein ſolches Ergebnis aufzählt, weiſt er unter anderm auf das hin, was ihn das Studium der Geſchichte der Philoſophie gelehrt hat, daß nämlich der folgende Philoſoph immer den vorhergehenden niederſchmettert; Friedrich be-

1) Oeuvres XXI, 198. 208.
2) Oeuvres XXI, 237.
3) Er ſteht VIII, 33—46.

Digitized by Google

schreibt alsdann — und wir müssen sagen als ein rechter Laie, — wie ein philosophisches System zustande kommt, und er behauptet nun, der Irrtum sei des Menschen Erbteil. Es dürfte fast keine Wahrheit geben, meint er, die nicht bestritten worden ist, weil es keine giebt, die nicht zwei Seiten hat; von der einen betrachtet erscheint sie unumstößlich, von der andern betrachtet ist sie die Unrichtigkeit selbst. Rafft alle Gründe dafür und dagegen zusammen, welche Nachdenken und Überlegung euch finden lassen, und ihr werdet nicht wissen, wozu ihr euch entschließen sollt. Um die reine Wahrheit zu erforschen, müßte man zu den Urbestandteilen der Körper aufsteigen, sie kennen lernen und ihre Wesenheit entwickeln. Aber sie und die Triebfedern der Natur sind entweder viel zu zahlreich oder zu klein, um von den Philosophen bemerkt und gewußt zu werden; daher kommen dann die Streitigkeiten über die Atome, die Teilbarkeit der Materie bis ins unendliche, den erfüllten oder leeren Raum, die Bewegung, die Art, wie die Welt regiert wird, lauter sehr dornige Fragen, welche wir niemals beantworten werden. Es sieht so aus, als wenn der Mensch sich angehöre, es scheint mir, daß ich Herr über meine Person bin, daß ich mich ergründe und kenne; jedoch das ist falsch, es ist noch unentschieden, ob ich eine Maschine bin, ein Automat, welcher durch die Hand des Schöpfers bewegt wird, oder ein freies und unabhängiges Wesen desselben. Ich fühle, daß ich die Fähigkeit habe mich zu bewegen, und ich weiß nicht, was Bewegung ist, ob Accidenz oder Substanz [1]).

Nachdem Friedrich die Gründe genannt hat, welche den Menschen nach seiner Meinung verhindern die Wahrheit zu erkennen, schließt er: „Du siehst, mein lieber Philantes, daß der Irrtum das Erbteil der Sterblichen ist, und daß man in seine Meinungen sehr vernarrt sein muß, wenn man sich für erhaben über den Irrtum halten will, und daß man selber sehr fest im Sattel sitzen muß, wenn man andere aus dem Sattel heben will." Natürlich giebt ihm Philantes recht und gesteht

1) Oeuvres VIII, 38. 39.

Digitized by Google

sogar, daß er bis zum Pyrrhonismus gehe. „Da bist du auf gutem Wege", antwortete Friedrich; „der Skepticismus steht dir nicht übel. Pyrrho würde nicht anders als du im Lyceum gesprochen haben. Ich bekenne dir, daß ich mich ein wenig zu der akademischen Schule halte. Ich betrachte die Dinge von allen Seiten, ich zweifle und bin unentschieden; das ist das einzige Mittel sich vor Irrtum zu schützen. Dieser Skepticismus läßt mich nicht mit Riesenschritten zur Wahrheit gelangen, aber er bewahrt mich vor den Fallstricken der Vorurteile."

Und warum fürchtest du den Irrtum, da du ihn so gut verteidigst? fragte Philantes. „Ach", antwortete Friedrich, „es giebt manchen Irrtum, der süßer ist, als die Wahrheit. Diese Irrtümer erfüllen dich mit angenehmen Ideen, sie überhäufen dich mit Gütern, die du nicht hast und niemals genießen wirst; sie halten dich in deinen Widerwärtigkeiten aufrecht, und selbst im Tode, wenn du all dein Vermögen und dein Leben verlieren sollst, lassen sie noch wie in weiter Ferne Güter, die denen vorzuziehen sind, welche du verlierst, und Ströme von Wonne sehen, die imstande sind den Tod selber zu versüßen und ihn, wenn das möglich wäre, begehrenswert zu machen." Es sind hier hauptsächlich die Lehren von der Unsterblichkeit des Geistes und von der ewigen Seligkeit gemeint. Was in der Ode noch als möglich gilt, wird hier geradezu als Irrtum bezeichnet.

Wenn es nun aber so außerordentlich schwer hält, zur Wahrheit zu gelangen, sollen wir da nicht lieber es aufgeben nach ihr zu streben? Das will der Kronprinz doch nicht. „Jeder Mensch", meint er, „welcher denkt, muß Anstrengungen machen, um sie kennen zu lernen. Diese Anstrengungen sind unser würdig, selbst wenn sie unsere Fähigkeiten übersteigen. Das Unglück ist groß genug für uns, daß diese Wahrheiten unergründlich sind; man muß es nicht dadurch vergrößern, daß wir diejenigen verachten, welche bei der Entdeckung dieser neuen Welt Schiffbruch leiden; sie sind hochherzige Argonauten, welche für das Heil ihrer Landsleute sich in Gefahr begeben.

Digitized by Google

Es ist eine mühsame Arbeit, in den Ländern, die wir nur durch unsere Einbildungskraft kennen, zu wandern; die Luft ist uns zuwider, wir verstehen nicht die Sprache der Bewohner und können durch diesen Flugsand nicht gehen."

Und welchen Schluß zieht der Kronprinz, nachdem er zu diesem traurigen Ergebnis gekommen ist? Wir sollen einander wegen unserer Meinungen nicht anfeinden und befehden. Eben das ist, wie Friedrich an Voltaire geschrieben, der Zweck der Abhandlung. Er fährt hierauf fort: „Ich bemerke noch, um den Irrtum aus der Welt zu schaffen, müßte man das ganze Menschengeschlecht ausrotten. Glaube mir, nicht unsere Denkungsart über spekulative Stoffe kann Einfluß auf das Glück der menschlichen Gesellschaft ausüben, sondern unsere Handlungsweise. Hänge diesem oder jenem astronomischen System an, ich werde dir es gern verzeihen, wofern du nur menschenfreundlich bist; hast du aber einen grausamen, harten und barbarischen Charakter, so werde ich dich stets verabscheuen, auch wenn du der rechtgläubigste von allen Doktoren wärest."

Ich stimme mit diesen Gesinnungen ganz überein, sprach Philantes. Bei diesen Worten hörten wir nicht weit von uns ein dumpfes Geräusch, wie wenn jemand einige Schimpfwörter herbrummte. Wir drehten uns um und waren ganz erstaunt, als wir im Mondenschein unseren Beichtvater bemerkten, der nur zwei Schritte weit von uns stand und wahrscheinlich den besten Teil unseres Gespräches gehört hatte. — Ach, mein Vater, sprach ich zu ihm, wie kommt es, daß wir Euch noch so spät treffen? „Es ist heute Sonnabend", erwiderte er; „ich war hier, um meine Predigt für morgen zu machen. Da habe ich einige Worte eures Gespräches erlauscht, die mich bewogen, das Übrige anzuhören. Hätte ich sie zum Heile meiner Seele doch nicht vernommen! Ihr habt meinen gerechten Zorn erregt, ihr habt meine geweihten Ohren, das Heiligtum unserer unaussprechlichen Wahrheiten geärgert, Weltkinder, die ihr — o über die schlechten Christen — die Menschenfreundlichkeit, die Liebe und die Demut der Macht und Heiligkeit unseres Glaubens vorziehet. Fort, ihr werdet ver-

Digitized by Google

flucht und in siedendem Öle gepeinigt werden, das für die Verdammten, Euresgleichen, bereitet ist."

Ach, mit Verlaub, mein Vater, entgegnete ich, wir haben keine religiösen Stoffe berührt, wir haben nur von sehr gleichgiltigen philosophischen Gegenständen gesprochen, und wenn Ihr nicht Tycho de Brahe und Kopernikus zu Kirchenvätern erhebt, so sehe ich nicht, worüber Ihr Euch zu beklagen habt. — Fort, fort, sprach er zu uns; ich werde morgen euch predigen, und Gott weiß, wie hübsch ich euch zum Teufel schicken werde.

Wir wollten ihm anworten, aber er verließ uns barsch, indem er fortwährend einige Worte murmelte, die wir nicht gut verstehen konnten. Ich glaubte, es wäre ein heiliger Seufzer, aber Philantes bildete sich ein, aus den Psalmen Davids einige Kraftflüche gehört zu haben.

Wir zogen uns zurück, äußerst betroffen über das Abenteuer, welches uns zugestoßen war, und sehr verlegen über die Maßregeln, die wir nehmen sollten. Mir schien es, daß ich nichts gesagt hätte, was jemanden beleidigen könnte, und daß alles, was ich zum besten des Irrtums behauptet hatte, mit dem gesunden Menschenverstand und folglich mit den Grundsätzen unserer heiligen Religion übereinstimmte, die uns sogar befiehlt, wir sollen gegenseitig unsere Fehler ertragen und die Schwachen nicht ärgern. Ich fühlte mich rein inbezug auf meine Gesinnungen; was mich in Furcht setzte, war einzig und allein die Denkungsart der Frommen. Man weiß nur zu gut, wie weit ihre zornigen Aufwallungen gehen, und wie sehr sie imstande sind, gegen die Unschuld einzunehmen, wenn es ihnen einfällt Lärm gegen diejenigen zu schlagen, denen sie abgeneigt sind.

In der That, der Kronprinz hatte die Frommen zur Genüge kennen gelernt und mußte noch immer vor ihren Angebereien zittern. Wie nun aber, wenn er den Thron bestiegen hat? Muß er alsdann Religion heucheln? Er wollte das nicht thun, sondern er hegte die Meinung, das Volk werde einen ungläubigen Herrscher, der aber ein ehrlicher Mann sei

Digitized by Google

und für das Wohl der Unterthanen sorge, lieber haben, als einen rechtgläubigen Bösewicht. „Nicht die Gedanken der Fürsten", schreibt er im Antimacchiavel, „sondern ihre Handlungen machen die Menschen glücklich" [1]).

2. Der König.

An die Stelle von Wolff trat nun der Philosoph, welchen Voltaire längst angepriesen hatte, der Engländer Locke. Von ihm, welchen Friedrich jetzt eifrig studierte, rühmt er im Jahre 1746, daß er, aller Vorurteile sich entschlagend, die Vernunft zum Leitstern nahm und die Binde des Irrtums fortwarf, welche der skeptische Bayle und der scharfsinnige Leibnitz bereits mit kühner Hand einigermaßen gelockert hatten [2]). Eine noch größere Ehre erwies der König zwei Jahre später dem englischen Philosophen. Im Winter 1748/49 verfaßte er das Palladion, ein Gedicht, worin er eine kleine Begebenheit aus dem zweiten schlesischen Kriege, die sich im September 1745 zugetragen hatte, scherzhaft behandelte. Den Schluß bildet die überaus verspätete Ankunft Lockes, welcher doch schon im Jahre 1704 gestorben war, vor dem Throne Gottes. Auf die Frage, wer er sei, erklärt er: „Ich habe mein Leben den Wahrheiten der Philosophie gewidmet und einen neuen Weg dabei eingeschlagen, indem ich meine Wissenschaft auf die Erfahrung und die Analogie gründete. Ich habe den Aberglauben verunglimpft und den guten Ruf der Heiligen geschmälert; aber wenn ich den Irrtum unter meinen Füßen zertreten habe, bin ich darum doch ein treuer Anhänger einer wahren Verehrung gewesen, welche man dem Schöpfer schuldig ist, stets hab' ich ihn mit Inbrunst angebetet." Mit diesen Äußerungen ist der Himmelskönig ganz einverstanden, und zwar so sehr, daß er

1) Oeuvres VIII, 250.

2) Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven, IV, 193. In der späteren Form aus dem Jahre 1775, Oeuvres II, 36, ist anstatt der Vernunft die Erfahrung gesetzt und Leibnitz weggelassen worden.

Digitized by Google

die Heiligen und die Mönche kurzer Hand in die Hölle jagt, wo ſie lebendig geröſtet werden ſollen. Locke dagegen bleibt im Himmel, um die unendliche Macht des Höchſten zu bewundern, und ſtatt der Heiligen ſitzen fortan die ehrenwerten Deiſten zur Rechten des ewigen Vaters und ſchauen das Antlitz des Himmelskönigs. „O Freunde", ſchließt Friedrich das Gedicht, „das iſt mein Wunſch für euch und für mich ſelbſt. Amen." Er bedient ſich hierbei der chriſtlichen Vorſtellungen, aber nur als Dichter.

Beinahe noch mehr als den Engländer Locke ſchätzte Friedrich den Franzoſen Bayle, deſſen hiſtoriſches und kritiſches Wörterbuch er ſehr fleißig ſtudierte. Ja, er begnügte ſich damit nicht, ſondern er ſuchte dem geliebten Werke, welches aus vier ſchweren Folianten beſtand, eine größere Verbreitung zu verſchaffen. Er machte zu dieſem Zwecke, wie er am 9. Oktober 1764 der Herzogin von Gotha ſchrieb, eine Zuſammenſtellung von allen philoſophiſchen Artikeln Bayles, um davon eine Ausgabe in fünf bis ſechs bequemen Bänden zu veranſtalten, und ſchickte bald nachher die Vorrede, die er verfaßt, an den von ihm hochgeſchätzten Encyklopädiſten d'Alembert, um deſſen Urteil einzuholen. Eine Ausſtellung, welche dieſer machte, veranlaßte den König in der That zu einer kleinen Änderung; denn er folgte den Franzoſen eher als den Deutſchen. Es handelte ſich um die Wertſchätzung Bayles und Gaſſendis einerſeits und der Philoſophen Carteſius und Leibnitz anderſeits. D'Alembert ſtellte die letzteren höher und nannte ſie Genies, weil ſie ſchöpferiſche Geiſter geweſen wären, wie denn der eine die Anwendung der Algebra auf die Geometrie, der andere die Differenzialrechnung erfunden hätte, während jene beiden nur vortreffliche Schriftſteller wären. Der König bezeichnete jetzt in ſeiner Änderung Carteſius und Leibnitz als ſchöpferiſche Geiſter, die neue Wahrheiten entdeckt hätten; aber er gab ihnen darum doch nicht den Vorzug vor Bayle; er nannte dieſen einen mathematiſchen Kopf, welcher richtig und ſcharf gedacht und die Folgerungen aus den Prinzipien am beſten gezogen hätte. Friedrich pries ihn, daß er niemals danach getrachtet,

Digitized by Google

ein System zu bilden, wie Cartesius, Malebranche und Leibnitz, die sich von ihrer lebhaften und starken Einbildungskraft zu Träumereien hätten fortreißen lassen; er habe, wie Bellerophon in der Sage, die Chimäre vernichtet, die in dem Gehirn der Philosophen erzeugt worden sei [1]).

Was für ein Mann aber war Bayle? Ein skeptischer Philosoph des 17. Jahrhunderts. Er führte in einem umfangreichen Werk über die allgemeine Toleranz, welches er infolge der verabscheuungswürdigen Aufhebung des Edikts von Nantes verfaßt hatte, den Beweis, daß der Staat in Glaubenssachen keine Befugnis hätte zu entscheiden. Jedoch um dieses Werk handelt es sich hier nicht, sondern um das historische und kritische Wörterbuch. In welchem Geiste dasselbe geschrieben war, zeigt folgende Stelle: „Man muß notwendig zwischen der Philosophie und dem Evangelium wählen. Willst du nichts glauben, als was sonnenklar ist und mit den allgemeinen Vorstellungen übereinstimmt, so nimm die Philosophie und laß das Christentum fahren; willst du die unbegreiflichen Geheimnisse der Religion glauben, so nimm das Christentum und laß die Philosophie fahren; denn es geht ebenso wenig an, das Sonnenklare zugleich mit dem Unbegreiflichen zu besitzen, wie bei einem Tische die Verbindung der Bequemlichkeiten der viereckigen und der runden Figur unmöglich ist" [2]). Wir sehen, die Unvereinbarkeit zwischen Glauben und Wissen wird hier ganz scharf behauptet; aber Zeit und Ort gestatteten dem Verfasser nicht, offen auf die letztere Seite zu treten. Er stellte die Zweifel und Widersprüche zusammen, auf welche die Vernunft bei der Untersuchung der Glaubenslehren stößt, und sagte dann, daß man hieraus vermöge zu erkennen, was für ein herrliches Gut der Glaube sei. Aber seine Meinung ging natürlich den entgegengesetzten Weg.

Bayles Wörterbuch war sehr kostspielig und lag deshalb

---

1) Oeuvres XXVII, 247; XXIV, 387. 388. 390. Die Vorrede zu Bayle steht VII, 125ff.

2) Ausgabe von 1730, Band IV, Seite 634, Nr. IV.

Digitized by Google

vergraben in den Bibliotheken. Um es billiger und zugänglicher zu machen, ließ Friedrich die historischen Artikel weg, weil sie ihm nicht so gut gearbeitet schienen, und weil man Geschichte nicht aus Wörterbüchern studieren sollte. Sein Hauptzweck war, die bewundernswerte Dialektik Bayles bekannter zu machen. Er nannte das Werk das Brevier des gesunden Menschenverstandes, welches zu lesen für Leute jedes Ranges und Standes höchst nützlich wäre. Friedrich will die ungestüme Wißbegier der Jugend zügeln und die Anmaßung jener stolzen Geister demütigen, welche geneigt seien, Systeme sich auszudenken. „Wer sagt nicht bei sich", schreibt der König, „wenn er die Widerlegung Zenons und Epikurs liest: Wie? Die größten Philosophen des Altertums, die zahlreichen Sekten sind Irrtümmern unterworfen! Um wieviel mehr muß ich mich täuschen können. Wie? Ein Bayle, welcher sich sein ganzes Leben lang mit der Fechtkunst der Schule beschäftigt hat, ist mit solcher Vorsicht bei seinen Folgerungen zu Werke gegangen, um sich nicht zu verirren! Um wieviel mehr kommt es mir zu, bei meinen Urteilen mich nicht zu überstürzen. Wenn man so viele Meinungen der Menschen hat widerlegen sehen, wird man sich da nicht überzeugen, daß in der Metaphysik die Wahrheit fast immer weit über die Grenzen unserer Vernunft hinausgeht? Spornt auf dieser Laufbahn euren feurigen Renner, er findet sich aufgehalten durch unüberschreitbare Abgründe." Solch ein Gefühl kluger Furchtsamkeit betrachtet Friedrich als die größte Frucht, welche man sich aus dem Studium des Wörterbuchs versprechen könnte.

Der König erhob nun selber den Einwand, ob es sich denn verlohne, damit seine Zeit zu verlieren, daß man die Wahrheit sucht, wenn sie für uns unerreichbar ist. Er antwortet: ein denkendes Wesen müsse zum wenigsten Anstrengungen machen, sich ihr zu nähern, und wenn man sich diesem Studium aufrichtig hingebe, dann habe man sicherlich den Gewinn, daß man sich von einer Menge von Irrtümern befreit. Man werde Mißtrauen in die Spitzfindigkeiten der Logiker setzen und allmählich so viel von Bayle lernen, daß man auf den ersten

Digitized by Google

Blick das Mangelhafte eines Beweises entdeckt und mit weniger Gefahr über die dunklen Pfade der Metaphysik dahinschreitet. So ungefähr hatte sich schon der Kronprinz geäußert, und der König nahm 1764 in der That noch den Standpunkt ein, welchen er 1738 inne gehabt. Nach seiner Ansicht prüfen die guten Philosophen ein System gerecht und unparteiisch, sie bringen die Beweise bei, ohne sie zu entstellen oder abzuschwächen, sie erschöpfen alle Gründe, um das System zu verteidigen, sie machen dann ebenso große Anstrengungen, um es zu bekämpfen, und stellen am Ende die günstigen und die entgegengesetzten Wahrscheinlichkeiten zusammen, und da man in solchen Dingen selten zu vollkommener Klarheit gelangt, hält die Furcht, ein unbesonnenes Urteil zu fällen, den Geist dieser Philosophen in der Schwebe.

Unter den weggebliebenen Artikeln befand sich auch der über den König David, welcher zu seiner Zeit vielen Anstoß erregt und dem Verfasser den Vorwurf zugezogen hatte, daß er keine Achtung vor der heiligen Geschichte besäße. Es war deshalb in der zweiten Ausgabe, nach welcher Friedrich sein Wörterbuch hatte drucken lassen, dieser Artikel fortgeblieben. Voltaire sprach sein Bedauern darüber aus. „Es ist recht schade", schrieb er am 1. Februar 1766 dem Könige, „daß diesem David nicht das Urteil gesprochen wird, welches er verdient; er war ein abscheulicher Jude mitsamt seinen Psalmen." Friedrich versprach das Versehen wieder gut zu machen; er veranstaltete eine zweite vermehrte Ausgabe, die 1767 in Berlin bei Voß erschien und mit dem Bildnis Bayles geschmückt war. Der Herausgeber unterließ es beide Male sich zu nennen [1]).

Merkwürdig bleibt ein Philosoph, welcher an den Kräften der Philosophie verzweifelt. Im Jahre 1770 fiel dem König ein Aufsatz über die Vorurteile in die Hände; der Verfasser hatte sich nicht zu erkennen gegeben, es war aber der bekannte Dietrich v. Holbach. Durch die Art und Weise, wie dieser die Herrscher angriff, fühlte sich Friedrich persönlich verletzt,

1) Oeuvres XXIII, 93. 97; VII, XIV.

Digitized by Google

und er schrieb am 17. Mai 1770 darüber an d'Alembert: „Der Schriftsteller greift wie ein toller Hund alle Welt an und stürzt sich, froh, wenn er nur einen beißen kann, auf jeden Vorübergehenden“ [1]). Der König schickte zugleich eine Widerlegung ein. Wenn Holbach behauptete, daß der Mensch für die Wahrheit geschaffen wäre, so lebte Friedrich der entgegengesetzten Überzeugung, und er suchte, gestützt auf Erfahrung und Analogie, zu beweisen, daß die spekulativen Wahrheiten auch den mühsamsten Forschungen sich unabläßig entzögen. Wie er behauptet, hatte die Erfahrung ihn nicht allein gelehrt, daß dem Irrtum kein Mensch entginge, sondern auch, daß die größten Thorheiten, die eine tolle Einbildungskraft zu allen Zeiten hervorgebracht hätte, dem Gehirne der Philosophen entsprungen wären. Von der Schwäche des menschlichen Verstandes überzeugt und betroffen über die Irrtümer so berühmter Philosophen wie Carteſius, Newton und Leibnitz, ruft er aus: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! O Eitelkeit des philosophischen Geistes!“ [2]).

Wenn sich hier Friedrich nur ganz allgemein äußerte, so geht er bald nachher etwas mehr in das Einzelne. Es kam ihm nämlich ein anderes Werk desselben Schriftstellers in die Hände, das bekannte System der Natur, und da er die gleichen ihm verhaßten Meinungen hier antraf, schrieb er, einmal im Zuge, auch dagegen eine Abhandlung, worin er seine Ansichten über Gott und die Natur, über die Unfreiheit des menschlichen Willens und über die natürliche Religion darlegte.

Bereits im Anfange des Jahres 1770 hatte sich der König öffentlich über Gott ausgesprochen, indem er am 11. Januar in der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Aufsatz vorlesen ließ, worin er die Eigenliebe als den wirksamsten Beweggrund zur Tugend nachzuweisen bemüht war. Die Abhandlung wurde nicht nur in den Schriften der Akademie gedruckt, sondern auch noch besonders veröffentlicht. Darin

1) Oeuvres XXIV, 485.
2) Oeuvres IX, 131.

Digitized by Google

heißt es: „Das Endliche kann das Unendliche nicht begreifen, folglich können wir uns keine genaue Vorstellung von der Gottheit machen, wir können uns im allgemeinen von ihrem Dasein überzeugen, und das ist alles. Begnügen wir uns damit, in der Stille anzubeten und die Regungen unseres Herzens auf die Gefühle tiefer Dankbarkeit gegen das höchste Wesen zu beschränken, in welchem und durch welches alle Wesen da sind." Die Worte klingen recht schön, beinahe so schön, wie diejenigen, mit denen Faust über seine Ungläubigkeit Gretchen zu beruhigen sucht. Aber der größte Teil der Leser wird wohl gedacht haben:

Nun sag, wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältst nicht viel davon.

In der Kritik des Systems der Natur verwirft Friedrich die Meinung Holbachs von dem blinden Stoffe, welcher durch die Bewegung zum Handeln kommt, und nimmt vielmehr eine intelligente Natur an; denn hier vermeidet er den Ausdruck Gott. „Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen", schreibt er, „welches die Natur hervorgebracht hat, und diese muß also unendlich intelligenter sein als er, oder sie würde ihm Vollkommenheiten mitgeteilt haben, welche sie selber nicht besitzt." Friedrich schließt alsdann weiter: „Wenn das Denken eine Folge unserer Organisation ist, so muß die Natur, die unendlich mehr organisiert ist als der Mensch, sicherlich die Intelligenz im höchsten Maße besitzen." Er findet dieselbe nachgewiesen durch die weisen Einrichtungen der Welt und ihrer Geschöpfe. Der Mensch lehrt ihn das, aber auch die Milbe, der Grashalm. Man könnte freilich Einwendungen machen und sich auf das physische und moralische Übel beziehen, welches in der Welt ist; aber die Ewigkeit der letzteren, meint er, hebt diese Schwierigkeit auf. Und so erscheint es ihm als etwas nicht zu Bestreitendes, daß die Natur intelligent ist und ihren eigenen Gesetzen folgt. Bis hierher glaubt der König auf festem Boden zu stehen; aber weiter geht er nicht. Er

Digitized by Google

hält es für unmöglich, eine nähere Vorſtellung von dieſem Weſen zu geben, welchem das Weltall zum Beweis und Zeugnis dient.

Was den zweiten Punkt anbetrifft, ſo hatte Friedrich als Kronprinz gegen Voltaire die Unfreiheit des menſchlichen Willens nach dem Syſteme von Leibnitz und Wolff hartnäckig verteidigt, aber zuletzt eingeräumt, daß der Menſch eine durch das Temperament beſchränkte Freiheit beſitze, ſeinem Vorteil und ſeiner Denkungsart zu folgen. Seitdem waren 33 Jahre verfloſſen, eine ſehr ereignisreiche Zeit, welche den König in die mannigfaltigſten Beziehungen zu den verſchiedenſten Menſchen gebracht hatte. Welche Meinung wird er jetzt hegen? Mit dem Verfaſſer des Syſtems der Natur kam er darin überein, daß es eine gewiſſe Verkettung von Urſachen gebe, deren Einfluß auf uns wirke und uns zeitweiſe beherrſche. Der Menſch habe bei der Geburt ſein Temperament, ſeinen Charakter mit dem Keim ſeiner Tugenden und Laſter und ein beſtimmtes Maß von Geiſt empfangen, und die Notwendigkeit oder die Freiheit trage den Sieg davon, je nachdem wir uns von unſeren Leidenſchaften hinreißen laſſen oder ſie durch vernünftige Überlegung bezwingen. „Es verhält ſich mit der Freiheit", ſchreibt Friedrich, „wie mit der Weisheit, der Vernunft, der Tugend, der Geſundheit; in vollem Maße beſitzt kein Sterblicher ſie, ſondern nur zeitweiſe. Wir ſtehen in einigen Stücken unter der Herrſchaft der Notwendigkeit und handeln in andern unabhängig und frei." Friedrich warf dem Verfaſſer des Syſtems der Natur die Wut des ſyſtematiſchen Geiſtes vor, welcher er vor 33 Jahren ſelbſt erlegen war. Er rügte die Verſchiedenheit von Theorie und Praxis, indem ſich der franzöſiſche Schriftſteller doch gegen die Prieſter, die Regierungen, die Erzieher erhitze. „Welch' eine Ungereimtheit!" ruft er aus, „was für ein Widerſpruch! Wenn alles durch notwendige Urſachen bewegt wird, ſind Ratſchläge, Belehrungen, Geſetze, Belohnungen und Strafen ebenſo unnütz als überflüſſig. Aber die Erfahrung zeigt uns, daß man dahin kommen kann, die Menſchen zu beſſern; man muß alſo folgern, daß

Digitized by Google

sie wenigstens teilweise der Freiheit genießen. Halten wir uns an die Unterweisungen der Erfahrung und lassen wir nicht ein Prinzip zu, welchem wir durch unsere Handlungen unaufhörlich widersprechen."

Im Oktober 1737 hatte Voltaire die Frage über die menschliche Freiheit die interessanteste genannt, weil die ganze Moral davon abhinge. Jetzt erklärte Friedrich gleichfalls: „Aus dem Prinzip der unbedingten Notwendigkeit entsprießen die verderblichsten Folgen für die menschliche Gesellschaft; wenn man es zuließe, würden Mark Aurel und Catilina, der Präsident de Thou und Ravaillac einen gleichen Wert haben. Man müßte die Menschen nur als Maschinen ansehen, von denen die einen für das Laster, die andern für die Tugend erschaffen wären, unfähig sich ein Verdienst zu erwerben oder eine Sünde zu begehen und folglich belohnt oder bestraft zu werden. Das untergräbt aber die Moral, die guten Sitten und die Grundlagen, auf denen die menschliche Gesellschaft ruht." Friedrich unterläßt es nicht, sich auf das Gefühl zu berufen, welches die Menschen von ihrer Freiheit haben und welches sie also aus Erfahrung kennen. „Was auch Calvin, Leibnitz, die Arminianer und der Verfasser des Systems der Natur hierüber sagen mögen", schreibt er, „sie werden niemanden davon überzeugen, daß wir Mühlräder sind, die eine notwendige und unwiderstehliche Ursache nach ihrer Laune in Bewegung setzt." Es ist unzweifelhaft, daß der König über die menschliche Freiheit günstiger denkt, als der Kronprinz in der Zeit, wo er mit Voltaire den Streit über diesen Gegenstand abschloß.

Friedrich ging nun zu einem dritten Gegenstande über. Er machte dem Verfasser des Systems der Natur den Vorwurf, daß er die christliche Religion verleumde, indem er ihr Fehler, welche sie nicht habe, zur Last lege. Bemerkenswert ist die Hitze, mit welcher er den Franzosen hier bekämpft. „Wie kann er mit Wahrheit sagen", ruft Friedrich aus, „daß diese Religion alle Leiden des Menschengeschlechts verschuldet?" Er fragt, was man an der Moral der zehn Gebote mit gutem Gewissen aussetzen könne, und wenn im Evangelium nur das

Digitized by Google

eine Gebot ſtünde: Thut nicht den andern, was ihr nicht wollt, daß man euch thue, ſo müßte man zugeben, daß dieſe wenigen Worte den Kern der ganzen Moral enthielten. Und werden nicht die Verzeihung von Beleidigungen, die Barmherzigkeit, die Nächſtenliebe von Jeſus in ſeiner herrlichen Bergpredigt angeprieſen? Der König will mit Recht unterſchieden wiſſen zwiſchen dem Geſetz und dem Mißbrauch, zwiſchen der wahren chriſtlichen Moral und der Verſchlechterung, welche ſie durch die Prieſter erfahren hat, indem ſie Glauben ſtatt der Tugenden, äußere Gebräuche ſtatt der guten Werke, leichte Büßungen ſtatt der Notwendigkeit, ſich zu beſſern, verlangen. Man könne ihnen vorwerfen, daß ſie vom Eide löſen, daß ſie die Gewiſſen nötigen und ihnen Gewalt anthun. Das hält Friedrich für ſträfliche Mißbräuche. Dagegen erſcheint es ihm als ein geeignetes Mittel, die Menſchen aus ihrer dummen und albernen Leichtgläubigkeit zu reißen, wenn man den hiſtoriſchen Teil der Religion angreift, die ungereimten Fabeln, auf denen das Gebäude errichtet worden iſt, und die Überlieferungen, welche toller, lächerlicher ſind als alles Überſpannte, was das Heidentum verkündigt hat. Wir ſehen, daß der Zorn des Königs gegen die katholiſche Kirche ſich wendet, die im 18. Jahrhundert durch ihre Verfolgungen unverzeihlich geſündigt. Wir dürfen nur an den elenden Erzbiſchof Firmian von Salzburg denken, welcher die Proteſtanten grauſam behandelte, ferner an das ſchreckliche Thorner Blutbad, an Jean Calas und andere, die in Frankreich gräßlich ums Leben kamen.

Friedrich ſchickte den Aufſatz am 7. Juli 1770 an Voltaire, und dieſer urteilte, daß derſelbe gedruckt werden müßte. „Sie verteidigen“, ſchrieb er dem Könige, „mit einem Arme die Sache Gottes und zerſchmettern mit dem andern den Aberglauben. Es würde einem Helden gut ſtehen, öffentlich Gott anzubeten und demjenigen, welcher ſein Stellvertreter ſein will, Ohrfeigen zu verſetzen.“ Voltaire erbot ſich die Veröffentlichung zu übernehmen, wenn der König ſeine Bemerkungen gegen das Syſtem der Natur nicht in Berlin drucken laſſen wollte. „Der Atheismus“, fuhr er fort, „kann niemals

Digitized by Google

etwas Gutes thun, und der Aberglaube hat unendlich viel Böses gethan; retten Sie uns vor diesen beiden Abgründen. Wenn jemand der Welt diesen Dienst leisten kann, sind Sie es." Aber Friedrich ging auf diesen Vorschlag nicht ein, sondern entgegnete: „Ich schreibe, um mich zu unterrichten und mir die Zeit angenehm zu vertreiben." Aber die Hauptsache war, daß die Abhandlung zu viel Freimut aufwies. Es gab, wie er sehr wohl wußte, Stellen darin, die nicht veröffentlicht werden konnten, ohne daß die Furchtsamen verscheucht und die Frommen geärgert würden. Er meinte, für die kurze Bemerkung, die ihm über die Ewigkeit der Welt entschlüpft war, würde man ihn in Frankreich steinigen, wenn er als Unterthan dieses Landes geboren wäre und die Arbeit dort hätte drucken lassen. Voltaire redete dem Könige noch einmal zu, die bewundernswerte Abhandlung in einer Sammlung oder allein zu veröffentlichen, indem er noch bemerkte, daß es bereits mehrere Abschriften davon gäbe, und daß sie sicherlich erscheinen würde, jedoch fehlerhaft. Aber Friedrich änderte seinen Entschluß nicht, sondern erklärte: „Diese Schrift ist zu kühn für die gegenwärtigen Leser, denen sie in die Hände fallen könnte. Ich will niemandem Ärgernis bereiten; ich habe bei der Abfassung nur zu mir selbst gesprochen. Aber wenn es sich darum handelt, öffentlich hervorzutreten, so ist es meine stehende Gewohnheit, das Zartgefühl abergläubischer Ohren zu schonen, niemandem Anstoß zu geben und so lange zu warten, bis die Zeit so weit aufgeklärt ist, daß man ungestraft ganz laut denken kann" [1]).

Eben damals gab der König dem weltberühmten Schriftsteller ein öffentliches Zeichen seiner Gunst und Wertschätzung. Ein großer Kreis von Freunden und Verehrern hatte beschlossen, ihm ein Standbild errichten zu lassen. Voltaire wünschte nun sehr, daß Friedrich zu den Beitragenden gehören möchte; er hatte deshalb schon im April 1770 an d'Alembert geschrieben als den einzigen Menschen, welcher den König dazu

1) Oeuvres XXIII, 161. 163. 165. 168.

Digitized by Google

auffordern könnte, und im Juni die Bitte mit den Worten wiederholt: „Es iſt, glaub' ich, unbedingt notwendig, daß Friedrich dabei iſt. Er ſchuldet mir eine Genugthuung als König, als Philoſoph und als Schriftſteller.“ D'Alembert entſprach auch am 6. Juli dem Wunſche Voltaires; aber vielleicht that er es ungern, weil er nicht wußte, wann er ſelber würde die Freigebigkeit des Königs in Anſpruch nehmen müſſen. Friedrich erklärte ſich ſofort zu einem Beitrage bereit, und d'Alembert las das empfangene Schreiben in der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vor, welche dann beſchloß, es in ihren Sitzungsberichten abdrucken zu laſſen. Friedrich hat 200 Louisdor geſendet [1]).

D'Alembert wurde vom Könige ſehr hoch geſchätzt. Im Sommer 1763 hatte dieſer ihn einige Zeit bei ſich in Sansſouci gehabt und traurig ihn wieder weggehen laſſen; denn er hätte ihn gar zu gern für immer an ſich gefeſſelt und zum Präſidenten der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften gemacht. Als ihm d'Alembert von einer italieniſchen Reiſe damals erzählte, die er ſich vorgenommen, hatte Friedrich ihm ſeine Hilfe verſprochen. Der Plan war in jener Zeit nicht ausgeführt worden; jetzt aber verlangten es die Ärzte, wenn er ſeine Geſundheit einigermaßen wieder herſtellen wollte. D'Alembert wendete ſich an den König, der ihn auch freudig mit Geldmitteln verſah, und reiſte dann fort; er begnügte ſich aber mit einem Aufenthalte im ſüdlichen Frankreich, und als er nach zwei Monaten wieder nach Paris kam, gab er Kreditbriefe, die auf 3200 Livres lauteten, dem Wechsler des Königs zurück; es war dies mehr als die Hälfte von dem Gelde, welches ihm Friedrichs Freigebigkeit angewieſen. Die Handlung kennzeichnet den ehrenwerten Mann gegenüber dem habgierigen Voltaire; der König aber antwortete mit Pilatus: „Was ich geſchrieben habe, das habe ich geſchrieben“, und er nahm das Geld nicht wieder zurück [2]).

1) Oeuvres XXIV, 488. 492. 498.
2) Oeuvres XXIV, 381. 493. 499. 510. 512. 518.

Digitized by Google

D'Alembert hatte drei Briefe Friedrichs in Paris vorgefunden, darunter einen sehr philosophischen, auf den er nicht sogleich antworten konnte. Beide standen nämlich damals miteinander in einem eifrigen Verkehr über die Abhandlung, welche der König gegen das System der Natur gerichtet. Bereits am 2. August 1770 hatte d'Alembert seine Meinung über die darin behandelten Fragen kundgegeben, und am 18. Oktober war die Erwiederung abgegangen. Monatelang dauerte dann die gegenseitige Aussprache darüber fort. Der Streit war nicht so hitzig, wie derjenige, welchen der Kronprinz vor 33 Jahren mit Voltaire geführt, und er belehrte den König nicht eines anderen; denn beide Männer stimmten in ihren Meinungen von Anfang an ziemlich überein, und sie bekannten zuletzt einander, daß die Menschen über die höchsten Dinge nichts wissen könnten. „Trösten wir uns, mein lieber d'Alembert", schrieb Friedrich am 7. Mai 1771; „wir werden nicht die einzigen sein, welche dazu verurteilt sind, die göttliche Natur nie kennen zu lernen. Wenn diese Unkenntnis unser größtes Übel wäre, könnten wir uns leicht darüber trösten. Ich rufe mir oft jenen englischen Vers ins Gedächtnis:

‚Zum Handeln ist der Mensch bestimmt, und du willst denken!'"

Und in der That verdankt Friedrich seinen Ehrenplatz in der Geschichte seinem Walten als König und nicht seiner Philosophie. Er schätzte die Menschen auch nicht nach dem, was sie glaubten, sondern nach dem, was sie thaten, und er verfuhr hierin so, wie die echten Geschichtschreiber es machen. Aber er ging doch zu weit, wenn er die Überzeugung aussprach, daß die christlichen Religionen, die jüdische, die mohammedanische und die chinesische beinahe die nämliche Moral besäßen [1]), wie er zu weit ging, wenn er auch Mohammedaner als Kolonisten in sein Land ziehen wollte.

Friedrich hatte die Metaphysik gewissermaßen beiseite geworfen, aber er war deshalb nicht zur Offenbarung zurückgekehrt. In dem Aufsatz, worin er Holbachs Abhandlung über

1) Oeuvres IX, 94.

Digitized by Google

die Vorurteile prüft, erklärt er: „Die Erfahrung zeigt uns, wie die Menschen in einer beständigen Sklaverei des Irrtums leben, wie sich der religiöse Kultus auf ungereimte Fabeln gründet und von seltsamen Gebräuchen, lächerlichen Festen und abergläubischen Überzeugungen begleitet ist, an welche sie die Dauer ihrer Reiche knüpfen, wie Vorurteile von einem Ende der Welt bis zum andern regieren“ [1]).

Friedrich bricht hier über alle Religionen gleichmäßig den Stab, aber er machte doch in Wirklichkeit einen Unterschied zwischen ihnen und stellte z. B. die katholische Kirche tief unter die protestantische. Er haßte jene schon wegen ihrer Unduldsamkeit. Sein Neffe, der spätere Prinz von Preußen, sollte zwar nach der Instruktion vom 24. September 1751 lernen, daß alle Religionen die Anbetung Gottes vorschreiben, nur auf verschiedene Weise, aber er sollte zugleich erfahren, daß nichts gefährlicher sei, als wenn die Katholiken in einem Lande die Oberhand haben, wegen der Verfolgungen und des Ehrgeizes der Priester, und daß ein protestantischer Fürst mehr bei sich zuhause Herr sei, als ein katholischer [2]). Als gar erst Klemens XIII., welcher nach dem vom Könige hochgepriesenen und sehr geschätzten Benedikt XIV. im Juli 1758 den päpstlichen Stuhl bestieg, feindselig gegen Friedrich auftrat, während er doch eine große Zahl katholischer Unterthanen hatte und dieselben mit christlicher Gerechtigkeit behandelte, ward er sehr zornig. Am 2. Mai 1759 meldete er dem Marquis d'Argens: „Der Papst hat ich weiß nicht was für einen Hut an Daun geschickt.“ Jener erfuhr nichts Neues; denn er hatte schon in allen öffentlichen Blättern von dem Hut und Degen gelesen und Lust bekommen, in eine Berliner Zeitung folgendes einrücken zu lassen: der Prinz Ferdinand erwarte aus London einen vom Erzbischof von Canterbury geweihten Hut und Degen, und alle Protestanten seien überzeugt, daß der Segen von Canterbury den römischen an Wirksamkeit übertreffe. Nach

1) Oeuvres IX, 132.
2) Oeuvres IX, 38.

Digitized by Google

einigen Tagen schickte der König dem Marquis ein Breve, welches der Papst in jener Angelegenheit an Daun gerichtet haben sollte. Friedrich suchte durch das erdichtete Schriftstück in allen denjenigen, welche noch einige Neigung für Martin Luther hätten, Besorgnisse zu erregen. Er sandte ferner einen Brief des Prinzen Soubise, der bei Roßbach besiegt worden war, an den Marschall Daun, worin er zu jenem Geschenke von Herzen Glück wünschte mit dem Bedauern, daß er in der erwähnten Schlacht keinen geweihten Degen gehabt hätte; denn was vermöchte man ohne einen solchen? Jetzt würde dem Marschall kein Ketzer widerstehen können; sondern wenn er den Degen vor ihren Augen blitzen ließe, würden sie die Flucht ergreifen, wie nach der Sage diejenigen versteinerten, welche den Schild der Minerva erblickten. Beide Schreiben waren für die Öffentlichkeit bestimmt.

Friedrich wollte nun mit dieser Angelegenheit fertig sein, wenn nicht etwa ein glücklicher Zufall, wie er im Kriege vorkäme, beide Stücke in seine Hände fallen ließe. Jedoch der Witz, welchen d'Argens bei dieser Gelegenheit gemacht, gab dem Könige keine Ruhe, sondern er verfertigte noch ein Dankschreiben Dauns an den Papst. Es hatte danach der Marschall schon lange gewünscht, einen solchen furchtbaren Degen zu empfangen, und er wollte sich wie ein reißender Bergstrom jetzt auf die Protestanten stürzen und die Ketzerei ausrotten. „Aber warum", fuhr Daun fort, „muß meine Freude durch die Besorgnisse meines Heeres getrübt werden? Dieses hat die sichere Nachricht erhalten, daß jener fürchterliche Anführer, der sich meinen Talenten und meiner Tapferkeit vergebens entgegenstellen will, die Säbel seiner Husaren von dem Bischofe von Canterbury habe weihen lassen, und diese unwissenden Husaren, die von der Vortrefflichkeit des anglikanischen Segens ebenso überzeugt sind, wie ich von der des römischen, wagen es, von Fanatismus getrieben, in geringer Zahl heranzukommen und in meiner Abwesenheit ein ganzes Corps meiner erschrockenen Truppen zurückzudrängen. Da ich mit meinem Hut und Degen nicht überall sein kann, geruhe Ew. Heiligkeit zu erklären, daß dieser

Digitized by Google

Biſchof von Canterbury ebenſo ein Ketzer iſt, wie jene Huſaren, die er ſegnet, und daß ſein Weihwaſſer nicht zureichen wird." Zuletzt wünſchte der Marſchall, er könnte ſich an allen den verſchiedenen Orten befinden, von wo er ſeine Truppen in Bewegung ſetzte. „Wenn dieſe körperliche Gegenwart", ſchloß er, „einem Sterblichen möglich wäre, wenn er zu gleicher Zeit auf den Höhen und in der Ebene ſein könnte, dann würde man bald ſehen, daß ein Säbel nicht einen Degen ausſticht und daß ein Biſchof weniger gilt als ein Papſt" [1]).

Über der Niederlage bei Kunersdorf und der Gefangennahme des Generals Fink vergaß Friedrich den geweihten Hut und Degen keineswegs, und ebenſo wenig verlor er dadurch die Fähigkeit boshaft zu ſein. Während ihn das Unglück gräßlich anſtarrte, ſchrieb er, um ſich zu zerſtreuen, eine Satire gegen den päpſtlichen Stuhl und die katholiſche Kirche. Dem Beiſpiele Montesquieus folgend, ließ er einen Chineſen Namens Phihihu nach Europa reiſen und dem Sohne des Himmels, der ihn geſendet, Bericht über das erſtatten, was er geſehen. Die Satire beſteht aus ſechs römiſchen Briefen. Der fünfte meldet ausführlich, wie der große Lama die Weihe des Hutes und Degens vollzog [2]). Mit Hilfe eines portugieſiſchen Abgeſandten von jüdiſcher Herkunft, mit welchem Phihihu bekannt geworden war, konnte dieſer die ganze Feierlichkeit genau in Augenſchein nehmen. Als ſie vorbei war, fragte ein Bonze den Portugieſen, wer ſein Begleiter wäre, und als er es gehört, betrachtete er den Fremden aufmerkſam und ſagte wiederholt: „Es iſt wahr, er ſieht ſehr chineſiſch aus." Er wünſchte dann zu wiſſen, ob Phihihu die Taufe empfangen hätte, und als dieſer es verneinte und auch keine Begierde danach zeigte, ſprach der Bonze traurig: „Ach, wie beklag' ich dich, ſchöner Herr! Das iſt ſehr ſchade. Aber du wirſt verdammt werden. Die Gnade hat dich an Orte geführt, wo ſie ſich über dich ergießen konnte. Du widerſtehſt, dein Irr-

1) Die drei Schreiben ſtehen XV, 122 ff.
2) Oeuvres XV, 156; cf. XII, 146.

Digitized by Google

tum ist freiwillig, du wirst verdammt werden, Herr, du wirst verdammt werden!"

Schon vorher hatte der freundliche Portugiese dem Chinesen einen kleinen Überblick über die christliche Kirchengeschichte gegeben. „Anfänglich war die Religion einfach", sprach er, „die Bonzen nicht sehr mächtig und die Tugenden glänzend, später nahmen die Laster und die abergläubischen Gebräuche zu. Sie haben Bonzenversammlungen gehalten, welche man Konzilien nennt, und jedes Konzil hat einen neuen Glaubensartikel gemacht. Es giebt keine Ungereimtheit, die nicht durch den Kopf dieser Väter des Konzils gegangen ist." Der Portugiese gedachte dann des deutschen Bonzen, welcher dem Lama entgegentrat, den Völkern und Fürsten die Augen über ihre dumme Leichtgläubigkeit öffnete und eine beträchtliche Gegenpartei bildete. „Seitdem sind sie genötigt worden", fuhr der Portugiese fort, „sehr vielen Wundern zu entsagen, welche sie vorher thaten, um sich nicht lächerlich zu machen. Manchmal treiben sie noch Teufel aus, aber mehr, um nicht aus der Übung zu kommen; denn es hat nicht mehr dieselbe Wirkung, wie ehedem. Daher schreibt sich jener gewaltige Haß zwischen diesen Religionen, obwohl sie alle Christen sind. Die Bonzen werden jenen Ketzern niemals den Verlust an reichen Einkünften und an Bistümern verzeihen, welchen sie erlitten haben; sie betrachten sie besonders als unbequeme Aufpasser, durch welche sie gezwungen werden vernünftiger zu sein, als sie wünschten. Auch haben sie seit diesem Schisma nicht den geringsten Aberglauben weiter eingeführt."

Solches meldete Phihihu im vierten Briefe dem chinesischen Kaiser; aber alle sechs müssen gelesen werden, wenn man kennen lernen will, was Friedrich in beißendem Spotte leisten konnte. Die darin ausgesprochenen Ansichten über die Kirchengeschichte sind übrigens diejenigen, welche der König wirklich besaß, und er hat hierüber noch ausführlich und bei einer anderen Gelegenheit gehandelt. Wie er nach dem Hubertsburger Frieden Baples historisches und kritisches Wörterbuch mit Weglassung sehr vieler Artikel herausgab und in einer

Digitized by Google

Vorrede ſeine Stellung zur Philoſophie darlegte, ſo ließ er 1766 in Berlin einen Auszug aus der Kirchengeſchichte von Fleury drucken, die er im Jahre 1762, und zwar nicht zum erſtenmal, die letzten Bände während der Belagerung von Schweidnitz, geleſen. In der Vorrede ſprach er ſein Verhältnis zu Chriſtus, zum Chriſtentum und den chriſtlichen Konfeſſionen aus. Das Werk war angeblich in Bern gedruckt ohne den Namen des Herausgebers, und es wurde dort, bald nachdem es erſchienen war, öffentlich verbrannt und ſpäter in das römiſche Verzeichnis der verbotenen Bücher eingetragen [1]).

Für unſern Zweck hat nur die Vorrede des Werkes Bedeutung, und da wir wiſſen, wie der König über die Zeiten dachte, wo die Päpſte hochmütig herrſchten, wird es genügen, zwei Punkte daraus hervorzuheben, nämlich die Gründung des Chriſtentums und die Reformation, und daran die Schlußbetrachtung Friedrichs anzureihen.

„Ein Jude", ſchreibt er, „aus der Hefe des Volkes, deſſen Geburt zweifelhaft iſt, welcher mit den Ungereimtheiten alter hebräiſcher Weisſagungen eine gute Sittenlehre verbindet, dem man Wunder beilegt und der endlich zu einem ſchmachvollen Tode verurteilt wird, iſt der Held dieſer Sekte. Zwölf Schwärmer verbreiten ſich vom Orient bis nach Italien, ſie gewinnen die Geiſter durch jene ſo heilige und ſo reine Moral, welche ſie predigten, und wenn man einige Wunder ausnimmt, welche geeignet waren, Leuten von feuriger Einbildungskraft die Köpfe zu verdrehen, ſo lehrten ſie nur den Deismus. Dieſe Religion nahm ihren Anfang in der Zeit, wo das römiſche Reich unter der Tyrannei einiger Ungeheuer ſeufzete, die es hintereinander regierten. Während dieſer Blutherrſchaft fand der Bürger, vorbereitet auf alle Leiden, welche die Menſchheit niederdrücken können, gegen ſo große Übel keinen andern Troſt und Beiſtand, als im Stoicismus. Die Moral der Chriſten glich dieſer Lehre. Das iſt die einzige Ur-

1) Oeuvres XIV, 136 ff.; XXIII, 105. 157. Die Vorrede ſteht VII, 133—144.

Digitized by Google

sache der reißenden Fortschritte, welche diese neue Religion machte."

Jedermann sieht, wie dürftig die Erklärung des Königs ist. Die Entstellung, welche das Christentum unter der Herrschaft des römischen Stuhles im Mittelalter erfuhr, verurteilte dann Friedrich auf das schärfste, und er pries darum den sächsischen Mönch, welcher sich gegen Rom erklärte. Während er in der brandenburgischen Geschichte [1]) mit einer verletzenden Oberflächlichkeit von der Reformation und den Reformatoren spricht, nennt er hier Luther einen Bellerophon, der die Chimära niederwarf, obwohl er eingestand, daß er an dessen gemeinen Ausdrücken und groben Schimpfworten Anstoß nähme. „Wenn wir im großen und ganzen", schreibt er, „das Werk der Reformatoren prüfen, so müssen wir einräumen, daß der menschliche Geist ihren Arbeiten einen Teil seiner Fortschritte verdankt; sie haben uns von sehr vielen Irrtümern befreit, welche den Geist unserer Väter verdunkelten. Indem sie ihre Nebenbuhler vorsichtig machten, erstickten sie neuen Aberglauben, welcher hervorzubrechen drohte; und weil man sie verfolgte, wurden sie duldsam. Unter dem geheiligten Schutze dieser Duldung, die in den protestantischen Staaten aufkam, hat sich die menschliche Vernunft entwickeln können, haben Weise die Philosophie angebaut, haben die Grenzen unserer Kenntnisse sich erweitert. Wenn Luther nur die Fürsten und Völker aus der knechtischen Sklaverei erlöst hätte, worin der römische Hof sie hielt, so würde er verdienen, daß man ihm Altäre baute, und wenn er nur den halben Schleier des Aberglaubens zerrissen hätte, welche Dankbarkeit ist ihm nicht die Wahrheit schuldig?"

„Die Protestanten, welche sich durch strenge Tugenden auszeichneten, zwangen die katholische Geistlichkeit anständiger zu leben. Die Wunder hörten auf, man sprach eine geringere Zahl Menschen heilig. Der römische Stuhl wurde nicht mehr durch Päpste geschändet, die ein ärgerliches Leben führten, die

1) Oeuvres I, 18. 19.

Digitized by Google

Herrscher waren vor Bannflüchen geschützt, die Kirchen wurden nicht so oft mit dem Interdikte belegt, die Völker nicht mehr von ihren Eiden entbunden, und der Ablaß kam außer Übung. Noch ein anderer Vorteil entsprang aus der Reformation; genötigt, mit der Feder zu kämpfen, wurden die Theologen so vieler Sekten gezwungen sich zu unterrichten, das Bedürfnis, Kenntnisse zu besitzen, machte sie gelehrt. Man sah die Beredsamkeit Griechenlands und des alten Roms wieder aufleben; freilich brauchte man sie nur zu albernen theologischen Streitschriften, die niemand lesen kann. Jedoch es erschienen in jeder Partei große Männer, und Sitze, welche früher der Müßiggang und die Unwissenheit inne gehabt, wurden von höchst verdienten Doktoren eingenommen."

Mit Vergnügen nimmt man wahr, wie der König die Folgen der Reformation im ganzen genommen treffend würdigt. Er bedauert alsdann zwar, und mit Recht, das viele Blut, das in den Religionskriegen vergossen worden ist; aber er betrachtet gleichfalls mit Recht als Entschädigung das unschätzbare Gut der Gedankenfreiheit, welches das deutsche Reich, Holland und der ganze Norden errungen haben.

Friedrich hatte den Abriß für denkende Leser herausgegeben, und er sagt ihnen noch am Schluß, welches Ergebnis er daraus gewonnen. Er nennt die Kirchengeschichte das Werk der Menschen. „Was für eine klägliche Rolle", schreibt er, „läßt man Gott spielen? Er schickt seinen einzigen Sohn in die Welt, dieser Sohn ist Gott, er opfert sich für sich selbst, um sich mit seinem Geschöpfe zu versöhnen, er macht sich zum Menschen, um das verdorbene Menschengeschlecht zu bessern. Was erfolgt nun aus einem so großen Opfer? Die Welt bleibt ebenso entartet, wie sie vor seiner Ankunft war. Soll sich dieser Gott, welcher sagte: Es werde Licht! und es ward Licht, unzulänglicher Mittel bedienen, um seine herrlichen Ziele zu erreichen? Eine einzige Handlung seines Willens genügt, um die moralischen und physischen Übel aus der Welt zu verbannen, um den Nationen denjenigen Glauben einzuflößen, welchen er haben will, und um sie auf Wegen, die ihm seine

Digitized by Google

Allmacht zeigt, glücklich zu machen. Nur ganz beschränkte Geister wagen es, Gott ein Verhalten beizumessen, welches seiner anbetungswürdigen Vorsehung so unwert ist, indem sie ihn vermittelst der größten Wunder ein Werk unternehmen lassen, das ihm nicht gelingt."

Ohne Zweifel werden viele Leser hier im höchsten Grade mißvergnügt die Köpfe schütteln. Mehr Zustimmung wird es finden, wenn sich der König daran stößt, daß die Glaubenslehren im Laufe der Jahrhunderte sich verändern und vermehren, wenn er fragt: wie soll man an die Unfehlbarkeit derjenigen glauben, welche sich die Stellvertreter Jesu Christi nennen, wenn man ihren bösen Lebenswandel ansieht? Endlich wird man es eine einseitige Betrachtung nennen, wenn Friedrich die Kirchengeschichte als das Werk der Politik, des Ehrgeizes und des Vorteils der Priester bezeichnet. „Anstatt das Gepräge der Gottheit darin anzutreffen", schreibt er, „nimmt man nur wahr, wie verehrte Betrüger den Namen des höchsten Wesens gottlos mißbrauchen, indem sie sich desselben als eines Schleiers bedienen, um damit ihre verbrecherischen Leidenschaften zu bedecken."

Nach dem Mitgeteilten ist es begreiflich, wenn Friedrich, dem Beispiele Bayles folgend, den kirchengeschichtlichen Abriß Fleurys als eine Übersetzung aus dem Englischen bezeichnete und Bern als Druckort nannte. Immerhin aber bleibt es merkwürdig, daß ein mächtiger König des 18. Jahrhunderts ebenso wie der Skeptiker des siebzehnten sich verstecken mußte, wenn er die Menschen nach seiner Denkungsart belehren wollte. Der große Königsberger Weise, der freilich dem geist- und kenntnisreichen Herrscher unbekannt geblieben ist, versagte deshalb wohl dem 18. Jahrhundert die Bezeichnung eines aufgeklärten Zeitalters und nannte es nur das Zeitalter der Aufklärung oder das Jahrhundert Friedrichs.

Es ist auch ein Preisgesang auf den großen Preußenkönig, welchen Kant hierauf anhebt, wenn er fortfährt: „Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet, zu sagen, daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzu-

Digitized by Google

schreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmütigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient von der dankbaren Welt und Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit, wenigstens vonseiten der Regierung, entschlug und jedem frei ließ, sich in allem, was Gewissensfreiheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen" [1]).

So urteilte Kant über Friedrich, als dieser sich der Grenze seines Daseins näherte. Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist es, die Ansichten der Menschen treu darzulegen. Die Leser werden je nach dem Standpunkt, auf welchem sie stehen, sehr verschieden urteilen. Aber die Meinungen nehmen in dem Leben berühmter Männer nur einen kleinen Raum ein, während ihre wohlthätigen Werke ganze Bände füllen.

---

1) Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? Von Immanuel Kant. 1784. (Ich benutze den „wörtlichen Abdruck", welcher in der Stuhrschen Buchhandlung zu Potsdam 1845 erschienen ist.)

Digitized by Google

II.

Friedrichs des Großen Verhalten gegen die deutsche Litteratur.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt —

singt einmal Schiller von der deutschen Muse. Jedermann weiß, daß die Thatsache richtig ist; aber man darf doch nicht glauben, daß der König gegen den Ruhm deutscher Schriftstellerei völlige Gleichgiltigkeit gezeigt hätte. Das ist keineswegs der Fall gewesen; vielmehr sah er die Notwendigkeit, daß die Deutschen eine eigene Litteratur in ihrer Muttersprache haben müßten, sehr wohl ein, und er hat manchmal darüber nachgedacht, wie sich das wohl herbeiführen ließe. Nachdem in den letzten Jahren mehrere Gelehrte diesen Gegenstand behandelt haben, geht meine Absicht dahin, auch meinerseits anzugeben, was ich über das Verhalten des großen Königs gegen die deutsche Litteratur gefunden habe. Beginnen muß ich mit der Zeit, wo Friedrich noch Kronprinz war, indem ich zunächst aus einem Briefe desselben an Voltaire eine Stelle mitteile.

„Man kann den Deutschen nicht nachsagen, daß sie keinen Geist hätten. Gesunder Menschenverstand ist ihnen zuteil geworden; ihr Charakter nähert sich im ganzen dem der Engländer. Sie sind arbeitsam und gründlich; wenn sie einen

Digitized by Google

Stoff in Angriff genommen, bleiben ſie daran kleben. Ihre Bücher haben eine unerträgliche Weitſchweifigkeit. Könnte man ſie von ihrer Schwerfälligkeit heilen und ſie mit den Grazien etwas mehr befreunden, ſo würde ich die Hoffnung, aus meiner Nation große Männer hervorgehen zu ſehen, nicht aufgeben. Jedoch eine Schwierigkeit wird immer verhindern, daß wir gute Bücher in unſerer Sprache haben, ſie beſteht darin, daß man den Gebrauch der Wörter nicht feſtgeſtellt hat, und weil Deutſchland unter eine unendliche Menge von Fürſten geteilt iſt, wird es unmöglich ſein, ſie dahin zu bringen, daß ſie ſich den Entſcheidungen einer Akademie unterwerfen. Unſeren Gelehrten bleibt alſo nichts weiter übrig, als in fremden Sprachen zu ſchreiben, und da es recht ſchwer iſt, dieſelben ganz und gar in der Gewalt zu haben, ſo muß man ſehr fürchten, daß unſere Litteratur keine bedeutenden Fortſchritte machen wird.

Nicht minder groß iſt eine andere Schwierigkeit. Die Fürſten verachten im allgemeinen die Gelehrten; die geringe Sorgfalt, welche dieſe Herren auf ihre Kleidung verwenden, der Staub des Studierzimmers, womit ſie bedeckt ſind, das beſtehende Mißverhältnis zwiſchen einem Kopfe, der ſich aus guten Schriften genährt hat, und dem leeren Gehirne der Fürſten, alles das bewirkt, daß dieſe ſich über das Ausſehen der Gelehrten luſtig machen, während ihnen der große Mann unbekannt bleibt. Von den Hofleuten wird das Urteil der Fürſten zu ſehr beachtet, als daß ſie anders denken ſollten, und ſie unterſtehen ſich gleichfalls diejenigen geringfügig zu behandeln, die tauſendmal mehr wert ſind als ſie“ [1]).

Alſo ſchrieb Kronprinz Friedrich an Voltaire im September 1737. Wir ſehen, er hatte keine ſchlechte Meinung von ſeinen Landsleuten, und wenn er ihnen Schwerfälligkeit und Weitſchweifigkeit vorwarf, ſo kann man ihm darin nicht ganz Unrecht geben. Der deutſchen Litteratur freilich eröffnete er keine frohen Ausſichten. Nach ſeiner Meinung fehlte der Sprache

1) Oeuvres XXI, 78.

Digitized by Google

die Bestimmtheit; er glaubte, daß nur eine Akademie diesen Mangel abstellen könnte, daß aber eine solche Körperschaft keinen allgemeinen Gehorsam in dem zerrissenen Deutschland finden würde.

Verstand denn aber der Kronprinz von der deutschen Sprache so viel, um ihr Unbestimmtheit vorwerfen zu können, oder lag der Fehler in der geringen Kenntnis, die er von ihr hatte? Wir müssen eine Vorstellung zu gewinnen suchen, wie weit er selbst es damals im Gebrauche der Muttersprache gebracht. Aus jener Zeit besitzen wir einige deutsche Briefe. Sie zeigen eine ebenso mangelhafte Orthographie, wie alles, was er französisch geschrieben hat; damit sich aber unser Urteil über seine Unkenntnis der Muttersprache nicht noch verschärfe, wird es vielleicht besser sein, wenn die Briefe hier ohne die Verstöße gegen Orthographie und Interpunktion wiedergegeben werden.

Als der Kronprinz fast 21 Jahre alt war, schrieb er an den Markgrafen Heinrich von Schwedt: „Eben erfahre ich die betrübte Zeitung, daß Du Dir hast das Bein gebrochen. Ich bin herzlich betrübt darüber und kann mir nicht zufrieden geben. Um Gotteswillen befiehl doch Asseburgen, daß er mir schreibe, wie es mit Dir stehet und ob es was zu sagen hat. Lasse doch meinen Regimentsfeldscheer kommen, um daß er das Bein wieder kurieren möge. Wäre ich zuhause, so säumte ich nicht ein Augenblick bei Dir zu kommen. Ich versichere Dir, daß ich von Grund meines Herzens betrübet bin, und daß kein Mensch in der Welt und kein Bruder Dir lieber haben kann, wie ich."

Ein Jahr später, am 21. Oktober 1733, schrieb Friedrich an denselben Markgrafen aus Ruppin: „Ich habe mit dem größesten Leidwesen von der Welt durch Grützmachern erfahren das Unglücke, das Dir getroffen, und bin so bestürzet darüber, daß nicht weiß, was dazu sagen solle. Du kannst versichert sein, daß mein Tage nicht vergessen werde, was ein Freund gegen einen anderen und ein Bruder gegen den anderen schuldig ist. Ich bin aber von der Sache nicht informiert, daß

Digitized by Google

also nicht weiß, wie sie aneinander hänget; also kann ich auch nicht wissen, wie sie der König aufgenommen hat. Was Dir aber aus aufrichtigen Herzen zu raten ist, wäre: wenn die Sache verhöret wird, jederzeit die reine Wahrheit, ohne nichts zu verhalten, zu sagen und dem König aufs demütigste gebeten und auf das allersubmisseste, Dir Deine Fehler zu verzeihen. Ich bin gewiß versichert, daß Du es nicht werdest aus Malice gethan haben, und solches dem Könige geschrieben, ihm dabei vorgestellet, daß Du diese und noch mehr Strafen wert wäret, aber bätest dem Könige ganz submisse, aus besonderer clemence Dir dieses nicht so schlimm zuzurechnen, ja, Du unterwürfest Dich aller Strafe, wenn er Dir nur nicht möchte ungnädig werden. Indessen beklage ich von Grund meiner Seelen das Unglücke, wor Du drein geraten, und versichere Dir, daß wie ein ehrlicher Kerl gegen Dir mich verhalten werde, sodaß Du jederzeit mich vor

meines lieben Bruders
ganz ergebenster Freund, Bruder und
Diener wirst erkennen."

Wir sehen, Friedrichs Briefe sind fehlerhaft, aber er weiß sich doch verständlich zu machen. Ja, er hat sich sogar in deutschen Versen versucht. Als er im Jahre 1734 dem Feldzug am Rheine beiwohnte, schrieb er an den Lieutenant von der Gröben, der bei dem Regimente des Kronprinzen in Ruppin zurückgeblieben war, folgenden Brief:

„Voller Grillen und anderer Possen erfülleter Cavalier bei Waiblingen den 27. August 1734.

Ob ich zwar lange nicht von deinen lieben Händen
Was Schriftliches gekriegt, darin Du thätest melden,
Wie es um Deiner stehe und ob auch noch bei Dir
Die Konfusion behalt den Triumph für und für ꝛc.

Der edle Rebensaft stieg mir heut ins Gehirne,
So daß ich gar vergeß den Lauf derer Gestirne.
Also schließet Poet, wünschet Dir gut zu leben,
Und wird Dir tausendmal sonst gute Nacht gegeben" [1]).

1) Preuß, Urkundenbuch II, 211 u. 214.

Digitized by Google

Die Verse sind nichts wert; aber sie zeigen wenigstens, daß der Verfasser vom deutschen Alexandriner Kenntnis hatte, wenn er auch nach französischer Art die Silben mehr zählte als maß. Erst nach zwanzig Jahren erfuhr er von Gottsched, daß es im Deutschen Hebungen und Senkungen gäbe.

Jedenfalls wußte Friedrich so viel, daß er deutsche Bücher lesen konnte, wenn er wollte. Nun traf es sich, daß er aus den Werken des Philosophen Wolff Belehrung über die höchsten Angelegenheiten des Menschen zu schöpfen wünschte. Leider konnte sich der deutsche Kronprinz nicht überwinden, das Buch selber zu lesen, sondern er bat den ihm befreundeten sächsischen Gesandten v. Suhm, Wolffs „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen" für ihn ins Französische zu übersetzen, und dieser unterzog sich der schwierigen Aufgabe gern, indem er sich bemühte, die Worte des großen Mannes mit aller Treue wiederzugeben, und zwar ohne Rücksicht auf Stil und Eleganz, wie er am 13. März 1736 meldet, d. h. ohne die Form der Darstellung zu ändern und etwa geschmackvoller zu machen. Er fürchtete sogar nur deutsch-französisch zu schreiben. Aber der Kronprinz war anderer Meinung, und er bemerkte dem Freunde: „Wolff verliert nichts, indem er durch Eure Hände geht" [1]). Trotzdem genügte Suhm sich nicht, ja, er machte während der Arbeit eine wichtige Beobachtung, die er dem Kronprinzen nicht vorenthielt. Er glaubte wahrgenommen zu haben, daß die deutsche Sprache reicher an Wörtern als die französische sei und nicht so viele doppelsinnige Ausdrücke habe; sie vermöge daher jeden Gedanken mit größerer Bestimmtheit und Klarheit und folglich kraftvoller auszudrücken, und sie eigne sich deshalb besser zu philosophischer Beweisführung. Freilich konnte, wie der Übersetzer selbst eingestand, auch der Fehler an ihm liegen, und er die eigene Unvollkommenheit der fremden Sprache beimessen. Er gebrauchte die Vorsicht, am Rande die deutschen Wörter hin-

1) Oeuvres XVI, 249ff.

Digitized by Google

zuſchreiben, wenn er ſie nicht gut genug franzöſiſch wiedergeben könne [1]).

Es war kein unwichtiger Augenblick in dem Leben Friedrichs, als die Bemerkungen Suhms an ihn gelangten. Wolff iſt kein ſchlechter Schriftſteller; er drückt ſeine Gedanken in einem reinen Deutſch aus, und die Sätze ſind nicht ineinander geſchachtelt und ſchwerfällig. Der Inhalt zog den Kronprinzen mächtig an, und er ſtudierte die ihm zugeſandten Kapitel mit dem Feuereifer eines jugendlichen Geiſtes, welcher die Wahrheit mit dem größten Ernſte ſucht. Gab es mehr Antriebe, dem wohlgemeinten Rate des geliebten Freundes zu folgen? Aber Friedrich verſtockte ſich aus tadelnswerter Bequemlichkeit. Er ſagt, er habe die Urſchrift mit der Überſetzung verglichen; aber er glaubte zu finden, daß der Philoſoph in Suhms Wiedergabe nirgends verloren habe; weiter geſtand er, daß ihm das Deutſche nicht ſo angenehm wie das Franzöſiſche ſei. Er trennte ſich damit für immer von der Litteratur ſeines Volkes; denn ſtärkere Beweggründe, die Mutterſprache beſſer kennen zu lernen, als er jetzt hatte, konnten nicht kommen.

Vier Jahre ſpäter beſtieg er den Thron. Er hatte fortan ohne Zweifel noch weniger Neigung, deutſche Bücher zu leſen; dagegen gewährten ihm franzöſiſche Werke beinahe die liebſte Erholung. Sie ſtellten ja nach ſeiner Meinung durch die Reize feiner, artiger Wendungen, die Leichtigkeit der Darſtellung und die Fröhlichkeit, von welcher ſie belebt wären, die ſchönſten Werke des Altertums in Schatten. „Wenn ſie", meinte der begeiſterte König, „vor 2000 Jahren von Schriftſtellern, welche durch die Jahrhunderte das Lächerliche verloren hätten, verfaßt und in griechiſchen oder italieniſchen Bauüberreſten gefunden worden wären, mit Staub bedeckt und von Würmern zernagt, ſo hätte man ſie in unſeren Tagen, wo alles Moderne verachtet wird, hochgehalten und vergöttert." Der Iliade ſowohl als der Äneide zog Friedrich Voltaires Henriade vor, und ebenſo übertrafen ihm die vielen franzöſiſchen Schauſpiel-

1) Oeuvres XVI, 258.

Digitized by Google

dichter die Sophokles, Euripides und Terenz durch gute Anordnung, Wahrscheinlichkeit, erhabene Sprache, rührende Auftritte und vielleicht sogar durch den Adel der Gesinnungen.

Wie geringschätzig dachte dagegen der König von seinen Landsleuten! „Die französischen Gelehrten gleichen Künstlern, die deutschen Handwerkern", urteilt er. Letzteren wirft er vor, daß sie nur ihr Gedächtnis gebrauchen und nicht ihren Verstand. Er nennt sie Erzpedanten, lebendige Wörterbücher, die sich allerhand Thatsachen ohne Wahl und Geschmack einpfropfen; sie lieben, meint er, die Weitschweifigkeit, ihre Schreibart ist plump, sie sind langweilig und herrisch in ihrer Unterhaltung und lächerlich und gemein in ihren Sitten.

Der König hält weiter die schlechte Erziehung des Adels, der sich um Philosophie und schöne Wissenschaften wenig kümmere und nur die Rechte studiere, für eine der Ursachen, welche zur Verschlechterung des Geschmacks beigetragen haben. Er zürnt den Söhnen von Schustern und Schneidern, die als Hauslehrer die Kinder des Adels unterrichten und durch ihre Sitten an ihre geringe Herkunft erinnern. Er gedenkt ferner des Mangels an guten Büchern bei den Deutschen, während die Franzosen deren in Überfluß besäßen und ihre Sprache dadurch zur allgemeinen gemacht hätten. Freilich weiß Friedrich, daß es auch treffliche englische Schriftsteller giebt, und daß sie keineswegs ebenso bekannt sind, wie die französischen; aber er erklärt sich letzteres daraus, daß das Englische ein Dialekt sei, welcher sich aus fast allen andern Sprachen gebildet habe, und daß die Engländer mehr mit der Philosophie und Moral als den schönen Wissenschaften sich beschäftigen.

Was das Deutsche betrifft, so hält es der König für ebenso barbarisch, wie die Goten und Hunnen waren, die es verdorben hätten. Er ging also noch weiter, als um die nämliche Zeit in Gellerts Lustspiel „Das Los in der Lotterie" ein Herr Simm, der wegwerfend ausruft: „Vive la langue française! Ich weiß nicht, es klingt im Deutschen alles so hölzern. Man kann in dieser wendischen Sprache gar keinen scharmanten Gedanken anbringen. Wenn ich ein großer Herr

OF THE UNIVERSITY OF
Digitized by Google

in Deutſchland wäre, ſo dürfte kein Menſch deutſch reden als die Fuhrleute. Die deutſche Sprache iſt zur Fuhrmannsſprache geboren" (III, 3). Zu den germaniſchen Freiheiten rechnet Friedrich die Sucht eines jeden kleinen Staates und Ländchens, eine eigene Sprache zu beſitzen; dieſelben Gedanken, ſagt er, würden mit anderen Worten und Wendungen in Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Köln und Holſtein ausgedrückt, und die Menſchen, die an den beiden Enden des deutſchen Reiches wohnten, ſähen ſich genötigt, durch Dolmetſcher miteinander zu ſprechen. Er bedauert den gänzlichen Mangel an Akademieen, welche die wahre Bedeutung und den Gebrauch der Wörter genau beſtimmten; denn daher käme es, daß die Schriftſteller ihrer Laune ſich überließen und ohne Reinheit, Eleganz und Bündigkeit in einer plumpen Sprache und einem holprigen und rohen Stil ihre Werke verfaßten.

Endlich glaubte der König, daß die ſchlechten Schauſpiele mit ihren ſchmutzigen Späßen den Geſchmack der Deutſchen und der nördlichen Völker verdorben hätten; ihre Bühnenſtücke wären geiſtlos, verſtießen gegen den geſunden Menſchenverſtand und trieben dem Zuſchauer die Röte der Scham auf die Wangen.

Solche Anſichten entwickelte Friedrich im Jahre 1746, als er die Geſchichte ſeiner Zeit ſchrieb. Letzteres Werk hat er 1775 umgearbeitet, und in dieſer Faſſung iſt es ſpäter gedruckt worden. Dagegen kennen wir die urſprüngliche Darſtellung erſt etwa ſeit einem Jahrzehnt [1]); ſie zeigt uns eine übertriebene Bewunderung der Franzoſen und eine Geringſchätzung der Deutſchen, die nicht ganz unberechtigt war, aber zugleich auf Unkenntnis beruhte. Die Goten und Hunnen ſollten unſere Sprache verdorben haben! Wußte Friedrich nicht, daß man den Philoſophen Wolff in Berlin, Leipzig und Wien, in Stuttgart, Köln und Holſtein verſtand? Er hatte weder die Fa-

1) Im 4. Bande der Publikationen der Staatsarchive hat Poſner die „Hist. de mon temps" in der Faſſung von 1746 herausgegeben. Das oben Angeführte ſteht p. 194—198.

Digitized by Google

beln und Erzählungen, die 1738 von Hagedorn, noch die, welche von Gellert 1746 erschienen waren, und ebenso wenig des letzteren „Betschwester" gelesen, ein Lustspiel, das bei all seinen Schwächen doch einen Fortschritt bedeutete, in gutem Deutsch geschrieben und von schmutzigen Späßen vollkommen frei ist. Es war dem Könige ferner unbekannt, daß ein Kreis von anständigen, obgleich nichtadeligen Männern damals mit Erfolg versuchte, die deutsche Litteratur zu heben. Ohne Zweifel zeugt es von der hohen allgemeinen Bildung des Königs, daß er es für angemessen hielt, in seiner Darstellung der politischen Verhältnisse den Zustand der Wissenschaften und Künste zu berücksichtigen; aber auch der größte Geist ist unfähig, eine solche Aufgabe zu lösen, wenn ihm die dazu nötigen Kenntnisse fehlen. Leider wissen wir nicht, was etwa Friedrich für deutsche Werke gelesen hatte; aber die asiatische Banise des Herrn v. Ziegler und Kliphausen hat er gekannt. In dem Lustspiel „Die Schule der Welt", das er 1748 verfaßte, werden die beiden Hauptpersonen dieses Romans erwähnt, indem ein junger Student der Mutter der Dame, die er heiraten soll, die schwülstige Schmeichelei sagt: „Banise war nicht wert, Euch die Riemen Eurer Schuhe aufzulösen, und Scandor würde seiner Prinzessin bei Eurem Anblick untreu geworden sein." Und noch 20—30 Jahre später vermochte der alternde König den Anfang dieses Romans dem Herrn v. Grimm mit Schwung und Feuer herzusagen [1]).

Auch noch einen anderen Dichter scheint er gekannt zu haben. In dem letzten Abschnitte seiner brandenburgischen Geschichte, den er im Winter 1747/48 verfaßte, behauptet er, es hätte zur Zeit seines Großvaters keinen guten Prosaiker in Preußen gegeben, wohl aber einen guten Dichter, nämlich den Herrn v. Canitz. „Er übersetzte mit Glück", fährt der König fort, „einige Episteln Boileaus, er machte Verse nach dem Muster des Horaz und verfaßte einige Werke, in denen er ganz Original ist. Er ist der Pope Deutschlands, der elegan-

1) Oeuvres XIV, 332; XXV, 339.

Digitized by Google

teste, korrekteste und am wenigsten breite Dichter in deutscher Zunge." Der König haßt alles pedantische Wesen, und er glaubt, daß dasselbe den deutschen Schriftstellern anhafte, nicht allein den Historikern, sondern sogar auch den Dichtern. „Die Sprache der Götter", meint er, „wird durch den Mund irgendeines unbekannten Gymnasialrektors oder eines liederlichen Studenten entweiht, und die anständigen Leute sind zu faul oder zu stolz, um Horazens Leier oder Virgils Trompete zu handhaben. Herr v. Canitz stammte zwar aus einem berühmten Hause, aber er glaubte, daß Geist und die Gabe der Dichtkunst nicht herabwürdigten, und er pflegte sie, wie erwähnt, mit Erfolg; er besaß ein Hofamt und schöpfte aus dem Verkehr mit der guten Gesellschaft jene Feinheit und Anmut, die seinen Stil gefällig machen" [1]).

Diese ausführlichere Charakteristik dürfte sich auf eine nähere Bekanntschaft mit den Gedichten des Herrn v. Canitz gründen, dessen Verse wohl vor Jahren den geschilderten Eindruck auf Friedrich gemacht hatten und eben darum hier übermäßig gepriesen wurden. Wer sich Horaz und Boileau zu Vorbildern nahm, hatte bei dem Könige schon dadurch einen gewissen Anspruch auf Beifall; wer dagegen die Franzosen heruntersetzte, war ihm von vornherein verdächtig. Wie spottet er in einer poetischen Epistel über die Berliner Kritiker, von denen jeder sein besonderes Viertel habe, wo er die neuen Bücher beurteile und das dumme Volk nach seinem Willen leite. Da table man Voltaire, Maupertuis, Euler und lobe den Hofprediger Sack und andere. Haller solle den Horaz ausstechen und Gottsched das Scepter auf dem Parnaß führen [2]). Den Schweizer Dichter nennt Friedrich später unter den berühmten Gelehrten Deutschlands, und mit dem Leipziger Professor hat er Unterredungen gehabt, die hier nicht übergangen werden dürfen.

1) Oeuvres I, 232. In einem Brief an Friedrich führte Manteuffel am 24. Juli 1736 zwei Zeilen von Canitz etwas verändert an (Oeuvres XXVI, 471).

2) Oeuvres X, 138.

Digitized by Google

Friedrich pflegte wohl zu seiner Unterhaltung nach vaterländischen Schriftstellern sich zu erkundigen, und so ließ er im Oktober 1757, als er nach Leipzig kam, Gottsched rufen und hatte mehrere Gespräche mit ihm. Er fragte denselben unter anderem, was er aus dem Französischen übersetzt hätte. Der Professor nannte das Betpult von Boileau und Iphigenie von Racine. Der König, welcher glaubte, daß sie gar nicht deutsch wiedergegeben werden könnten, wünschte sie zu sehen, und Gottsched mußte sie holen. Abermals redete der König dann von der Schwierigkeit solcher Übersetzungen und erklärte, daß die deutsche Sprache nicht geschickt hierzu wäre. Jedoch der Professor versicherte das Gegenteil und erbot sich alles auszudrücken, was ihm der König geben würde. Darauf ging es an die Vergleichung des Textes mit der Übertragung. „Ob er nun gleich", berichtete Gottsched einem Freunde, „viele deutsche Wörter nicht verstund, so kritisierte er doch andere sehr gründlich und lobte wieder viele Stellen, die ich besser ausgedrückt, als er sich jemals möglich zu sein eingebildet hätte." Als Gottsched sich darüber beklagte, daß die Deutschen nicht Aufmunterung genug hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel Französisch und zu wenig Deutsch verstünden, entgegnete der König: „Das ist wahr; denn ich habe von Jugend an kein deutsches Buch gelesen, und ich spreche es wie ein Kutscher. Jetzo bin ich aber ein alter Kerl von 46 Jahren und habe keine Zeit mehr dazu." Im weiteren Verlaufe der Unterredung erwähnte Friedrich den seligen Pietsch in Königsberg, dessen Gedichte gar zu schwülstig wären, des Grafen Bünau und Mascovs geschichtliche Werke und Gellerts Fabeln; Klopstocks Messias verwarf er ganz, indem er meinte, daß der Gegenstand sich für die Dichtkunst nicht eignete.

Friedrich hatte dem Professor einige Verse des Lyrikers Rousseau, gerichtet an eine Witwe, die wieder heiraten soll, zu übersetzen aufgegeben, obwohl er das für ein Ding der Unmöglichkeit hielt. Als Gottsched sich am nächsten Tage seiner Aufgabe mit Geschick entledigt und die gelungene Arbeit abgesendet hatte, dauerte es keine halbe Stunde, da kam — es

Digitized by Google

war am 16. Oktober 1757 abends — eine Antwort in Versen zurück. Friedrich führte darin aus, daß der Himmel seine Gaben unter die verschiedenen Nationen verteile. „Unsere tapfern Deutschen", singt er weiter, „haben den alten Ruhm Spartas gepflückt. Wie viele große Thaten finden Erwähnung in ihrer Geschichte! Aber wenn sie mitten durch Gefahren die Wege zum Tempel des Ruhmes gefunden haben, so welken in ihrer Hand die Blumen, mit denen sie die Siegesgöttin schmücken. Du nun mußt, o sächsischer Schwan, der geizigen Natur das Talent entreißen, einer barbarischen Sprache die Rauheit und Härte ihrer Laute durch deine Pflege zu mildern. Füge durch die Gesänge, die deine Muse dichtet, zu den Siegespalmen, mit denen sich der Deutsche schmückt, Apollos schönste Lorbeeren" [1]). Man lächelt unwillkürlich, wenn man liest, was dem guten Gottsched zugemutet wird. Aber der König giebt hier eben nur einem Herzenswunsch Ausdruck. Übrigens kann man wohl solche Verse nicht an einen Menschen verschwenden, den man geradezu verachtet; jedoch drei Jahre später hat die Selbstgefälligkeit und Überhebung Gottscheds einen überaus ungünstigen Eindruck auf den König gemacht, und er bezeichnete ihn der Herzogin Luise Dorothea von Sachsen-Gotha als einen Mann, welchen sich Molière nicht hätte entgehen lassen, wenn sie Zeitgenossen gewesen wären [2]). Dagegen fand er eben damals — im Dezember 1760 — großes Wohlgefallen an Gellert.

Auch gegen diesen schmälte der König auf die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache und fragte: „Warum nötigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?" — „Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit", antwortete der Professor, „vielleicht auch noch Augustus und Ludwig XIV." — „Sachsen hat ja

1) Oeuvres XIII, 163. Hier muß die Überschrift lauten: An Sieur Gottsched. Gottsched berichtete alles dem Professor Flottwell in Königsberg. S. Friedrich der Große, Denkwürdigkeiten seines Lebens. Leipzig, Grunow 1886. I, 446 ff.

2) Oeuvres XVIII, 194.

Digitized by Google

schon zween Auguste gehabt!" wandte Friedrich scherzhaft ein. — „Ja, Sire", bemerkte hierauf Gellert, „und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Litteratur gemacht." Letztere Behauptung schien sich sogleich zu bestätigen; denn als der bescheidene Mann auf des Königs Drängen eine von seinen Fabeln auswendig hergesagt hatte, sprach Friedrich: „Das ist gut, nein, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nie gedacht! Wo hat Er so schreiben lernen?" „In der Schule der Natur", lautete die Antwort. „Hat Er den Lafontaine nachgeahmt?" fragte der König weiter. „Nein, Ihro Majestät", erklärte Gellert, „ich bin ein Original, aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin." „Nein, ich muß Ihn loben", rief Friedrich. „Komme Er wieder zu mir und stecke Er seine Fabeln zu sich und lese Er mir welche vor" [1]). Allein Gellert ist weder der Aufforderung gefolgt noch gerufen worden, und der König hat aus dem Gespräche keine Veranlassung genommen, sich aus den Fabeln von andern vorlesen zu lassen oder selber darin zu lesen. Er hat nur das Gedicht, das er am 16. Oktober 1757 an Gottsched gesendet, mit einer anderen Überschrift versehen und an Gellert gerichtet. Diesen also rief der König jetzt an: „Du mußt nun, o Schwan der Sachsen, der geizigen Natur das Geheimnis entreißen, die harten und abscheulichen Laute einer barbarischen Sprache in deinen Gesängen zu mildern. Füge durch die Verse, die auf den Pfaden des göttlichen Maro deine Muse dichtet, zu den Siegespalmen, mit denen sich der Deutsche schmückt, Apollos schönste Lorbeeren" [2]).

Wir bemerken, der König dachte schon im Jahre 1757, wo er nur mit dem Kriege beschäftigt zu sein schien, darüber nach, wie es käme, daß die Deutschen keine guten Schriftsteller hätten, und ob sich ihre Sprache wohl durch Übersetzungen klassischer Werke verbessern ließe. Damals gab es kaum solche

1) Friedrich der Große, Denkwürdigkeiten seines Lebens. I, 560 ff.

2) Oeuvres XII, 82. Man sieht, daß Friedrich außerdem einzelne Änderungen vorgenommen hat. Er erkannte z. B., daß man der Natur nicht ein Talent entreißen könne, und schrieb darum jetzt Geheimnis.

Digitized by Google

Dichter, die ſich mit den Franzoſen meſſen konnten; aber nach dem Siebenjährigen Krieg erſchien die Zeit, wo vortreffliche Werke ſich beinahe drängten. Jedoch Friedrich lernte ſie nicht kennen. Im Juli 1774 kam er bei einer Unterhaltung mit dem Vertreter des Wiener Hofes, dem Freiherrn van Swieten, auch auf die deutſche Litteratur zu ſprechen. Er verglich natürlich Gellert mit Äſop und Lafontaine; Geßner, welchen der Geſandte dann erwähnte, war dem König unbekannt, und Klopſtock fand er ſchwülſtig; doch bezweifelte Swieten, daß Friedrich ihn geleſen hätte. Die Versart, deren ſich der Dichter des Meſſias bedient hatte, führte ſie dazu, daß ſie die ſcharf ausgeprägte Silbenmeſſung als einen Vorzug der deutſchen Sprache bezeichneten. Hierbei erzählte der König, daß Gottſched ihm einſt eine Vorſtellung von dieſer Harmonie hätte geben wollen. Friedrich machte es nach, wie jener Pedant — ſo nannte er ihn — mit lauter Stimme die Worte: „der Donner, das Wetter, der Hagel“ ihm vorgeſprochen hätte [1]).

Mit einiger Verwunderung erfahren wir von dem Geſandten, daß der König anfing eine gute Meinung von der deutſchen Litteratur zu hegen und ſehr große Fortſchritte vorherzuſehen; aus dem, was Swieten mitteilt, würden wir darauf nicht ſchließen. Aber die Meldung iſt richtig. Im Sommer des folgenden Jahres ſpricht Friedrich in zwei Briefen an Voltaire [2]) die gleiche Anſicht aus und führt auch Gründe dafür an, nämlich die Rückkehr des im Dreißigjährigen Kriege verſchwundenen Wohlſtandes und die in den Deutſchen erwachte Liebe zu den ſchönen Künſten. Er erwartete freilich nicht dieſe glücklichen Zeiten zu erleben; denn er rückte ſie ſehr in die Ferne. Nach ihm war unſere Litteratur ſo weit, wie die franzöſiſche zur Zeit des Königs Franz I.; man müßte der Geburt wahrhaft großer Geiſter entgegenſehen, wie ſie unter Richelieu und Mazarin erſchienen wären. Über die Gegenwart urteilte Friedrich noch immer ſehr hart. Die Deutſchen, be-

1) Swieten bei Arneth, Maria Thereſia VIII, 621.
2) Oeuvres XXIII, 337. 350.

Digitized by Google

hauptete er, hielten ihre Verse für wohlklingend, wenn der Buchstabe r vielmal darin vorkäme [1]); gewöhnlich aber beständen dieselben nur aus einem Wuste schwülstiger Ausdrücke. Von den dramatischen Erzeugnissen sprach er allerdings nicht mehr so geringschätzig, wie früher; er schrieb dem Franzosen: die Deutschen glaubten darin etwas zu leisten, aber noch wäre nichts Vollkommenes zutage getreten.

Was konnten nun die armen zurückgebliebenen Landsleute des Königs thun, um ihren Geschmack zu bilden? Friedrich meinte, sie müßten ernstlich die griechischen, lateinischen und französischen Klassiker studieren; zwei bis drei große Geister würden die Sprache verbessern, ihr mehr Wohlklang verleihen und die Meisterwerke des Auslandes einbürgern, unstreitig durch Übersetzungen. Sollten sie auch selber Meisterwerke schaffen? Darüber schweigt der König.

Wir sehen, daß die Kenntnis Friedrichs von der deutschen Litteratur dürftig geblieben war; jedoch auf den Mangel an Zeit können wir die Schuld nicht schieben. Er schrieb z. B. im Februar 1779 an seinen Vorleser Heinrich v. Catt: „Ich habe die Bücher empfangen, die Ihr mir gesendet. Ich brauchte sie sehr nötig; denn mein kleiner Vorrat war erschöpft, und ich lese beinahe den ganzen Tag" [1]).

Friedrich befand sich zu jener Zeit in Silberberg, und es gab noch Feindseligkeiten mit den Österreichern, obwohl man bereits über den Frieden unterhandelte. Zwei Monate später, als er wieder in Breslau weilte und ihn der Kongreß von Teschen sehr beschäftigte, geriet er einmal in einen kleinen litterarischen Streit mit seinem Minister Hertzberg. In einer der Unterhaltungen, die sie miteinander führten, behauptete der König: Tacitus könne nicht so bündig ins Deutsche übersetzt werden wie in das Französische. Weiter äußerte Friedrich: in der alten Geschichte hätten die Könige der Parther

1) Vielleicht unterschrieb er sich umgekehrt des Wohlklanges wegen seit dem Juni 1737 Fédéric statt Frédéric.

2) Oeuvres XXIV, 25.

Digitized by Google

eine glänzendere Rolle gespielt als die Germanen. Herr v. Hertzberg verfocht die entgegengesetzte Meinung und schickte dem Könige dann eine Verdeutschung etlicher Kapitel aus der Germania des Tacitus, indem er daneben auf der einen Seite den Urtext und auf der anderen die französische Übersetzung hinschrieb. Die ausgesuchte Stelle diente zugleich dazu, Friedrichs Ansicht über die Parther zu entkräften. „Weder die Samniter", hatte Tacitus geschrieben, „noch die Karthaginienser, noch die Spanier, noch die Gallier, noch auch selbst die Parther haben uns so oft gedemütigt. Das freie Germanien ist viel schärfer, viel gefährlicher, als das despotische Parthien." Der römische Geschichtschreiber unterläßt es nicht, seine Ansicht alsdann zu begründen.

Niemand erklärt sich gern für besiegt. Auch Friedrich suchte sich auszureden und warf ein, daß es nicht eben schwer wäre, eine Beschreibung der Sitten zu übersetzen; es verhalte sich dagegen anders, wenn Tacitus die Charaktere und die Laster der römischen Kaiser mit wenigen Worten darstelle. Diesen lakonischen und zugleich malerischen Stil, wo mit zwei Worten so viel gesagt werde, müsse man nachahmen. Quot verba, tot pondera. „Ich bitte um Entschuldigung", schließt Friedrich, „daß meine Unwissenheit so kühn ist, Eurer Weisheit eine lateinische Stelle zu citieren; aber ich hoffe, daß Ihr mir diese Anmaßung verzeihen werdet."

Indem Hertzberg den Deutschen hiervon Kunde gab, unterließ er nicht hinzuzufügen, daß der König noch in dem nämlichen Jahre 1779 dem Minister v. Zedlitz den Befehl erteilte, darauf zu sehen, daß in den höheren Schulen die vorzüglichsten griechischen und lateinischen Schriftsteller gelesen und bessere Übersetzungen aus ihnen gefertigt würden.

Im Oktober 1780 rief Friedrich den Herrn v. Hertzberg nach Potsdam und las ihm einen Aufsatz über die deutsche Litteratur vor; er handelte, wie der weitere Titel lautet, von den Fehlern, die man ihr vorwerfen kann, von den Ursachen derselben und den Mitteln sie zu verbessern. Mußte der Minister nicht erstaunen, wenn er vernahm, worüber Friedrich die

Digitized by Google

Deutschen belehren wollte? Wenn Hertzberg in seinen Berichten einmal einen Rat in militärischen Dingen zu erteilen wagte, wies ihn der König kurzer Hand ab als einen Mann, welcher davon nichts verstünde. Befand sich nicht Friedrich jetzt in dem gleichen Falle? Desto neugieriger mochte der Minister zuhören. Er fand die Kritik zu streng, erhob Einwendungen und schickte dem Könige dann eine schwierige Stelle aus dem Tacitus in Übersetzung. Schon nach einer Viertelstunde schrieb Friedrich zurück: „Das ist gutes Deutsch und eines der besten Stücke, die ich bisher gesehen." Nur das Wort Beispiel konnte der König nicht leiden, sondern man sollte dafür Exempel sagen. „Es ist gewiß", fuhr Friedrich fort, „wenn Männer von Eurem Talent und Wissen sich damit abgäben, die deutsche Sprache zu bilden, so würden sie unzweifelhaft Erfolg haben."

Hertzberg gab sich noch weiter Mühe seinen Gebieter zu belehren; aber es gelang ihm nicht, etwas auszurichten. Merkwürdig, daß er wohl eine bei Friedrich Nikolai 1780 erschienene Erzählung von Ludwig Heinrich Nikolai, welche den Titel „Das Schöne" führte [1]), dem Könige vorlegte, dagegen Winkelmann, Lessing, Mendelssohn, Herder und andere gänzlich unberücksichtigt ließ. Wie viel Gutes hätte der König besonders von Lessing lernen, wie viel Vergnügen an dessen knapper und klarer Ausdrucksweise haben können! Welcher Wohllaut und Fluß der Rede war wie schon längst in den Gedichten von Hagedorn, also jetzt in denen von Bürger und Hölty zu finden. Wielands Musarion und Oberon hätten Friedrich anziehen müssen, wenn er sie zur Hand genommen. Und was bedeutete selbst der zweite Schwan der Sachsen gegen den holden Jüngling, von welchem bereits eine Anzahl der süßesten Liebeslieder allgemein umliefen?

Friedrich lebte in der größten Unkenntnis über die deutschen Schriftsteller seiner Zeit, und er glaubte deshalb aufrichtig, er würde seine Landsleute mit voller Bereitwilligkeit

1) Preuß in den Oeuvres XXIV, 343.

Digitized by Google

loben, wenn ſie es verdienten. Aber er war nicht allein hier ohne Kenntniſſe, ſondern auch hartnäckig. Er erinnerte ſich im Jahre 1780 noch höchſt geſchmackloſer Bilder, die ein Frankfurter Profeſſor gebraucht hatte, als er die zweite Auflage einer von ihm verfaßten Reiſebeſchreibung der Königin Sophie von Preußen widmete. Die Worte waren nicht genau angeführt und der Name des Schriftſtellers falſch [1]). Auf letzteres machte Hertzberg, welcher den Druck der Abhandlung beſorgte, den König aufmerkſam, und ebenſo ſchlug er ihm vor, nicht Thomaſius, ſondern Mascov als Muſter eines guten deutſchen Geſchichtſchreibers hinzuſtellen, da jener keine hiſtoriſchen Werke geſchrieben. Für beides hätte Friedrich dankbar ſein ſollen; aber er verſtockte ſich und ließ die Fehler ſtehen; er meinte, daß er an dieſen Kleinigkeiten nichts mehr ändern könnte, während doch die Gerechtigkeit es gebieteriſch verlangte.

Der Miniſter gab ferner noch einen guten Rat. Friedrich verwarf mit Recht die geſchmackloſen Verſe, die irgendein Dichter in der Widmung ſeiner Werke gebraucht haben ſollte: „Scheuß, großer Gönner, deine Strahlen armdick auf deinen Knecht hernieder.“ Aber niemand kannte dieſe Zeilen. War es da nicht beſſer, andere Verſe zu nehmen, welche dem allbekannten Gottſched angehörten und jenen Zeilen an Schwulſt und Albernheit nicht nachſtanden, z. B.:

„Deines hohen Geiſtes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefſten Schnee.
Ja, das Eis ward endlich teuer
An der runden Kaſperſee“?

Aber auch hier iſt nichts geändert worden. „Übrigens könnt Ihr“, ſchrieb Friedrich dem Miniſter, „mit meiner Mäßigung

1) Eberty — nicht Heineccius — brauchte die Worte (1724): „Höchſtſtrahlender Karfunkel an der Stirne der Tugend-Königin von Europa“, und den König nannte er „den großen Diamanten an dem Finger der jetzigen Zeit“. Daraus machte Friedrich: „Ihro Maj. glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit.“ (Preuß in den Oeuvres VII, 99. Anm.)

Digitized by Google

zufrieden sein. Ich habe nur mit Rosengerten Eure Deutschen gezüchtigt und an sehr vielen Stellen die Strenge der Kritik gemildert." Dafür glaubte Friedrich noch Anspruch auf Dank zu haben [1]).

Welches sind übrigens die Vorstellungen, die der König in jener Zeit von der deutschen Litteratur und Sprache besaß? Feierlich verkündigt er: „Ich reinige meinen Geist von jedem Vorurteil; die Wahrheit allein soll mich belehren." Und was hat ihm diese nun offenbart? „Ich finde", schreibt Friedrich, „eine halbbarbarische Sprache, die sich in so viele verschiedene Mundarten teilt, als Deutschland Provinzen hat .... Es giebt keine allgemein anerkannte Sammlung gutdeutscher Wörter und Redensarten. Was man in Schwaben schreibt, ist in Hamburg unverständlich, und der österreichische Stil in Sachsen dunkel."

Ähnlich war die Kenntnis beschaffen, welche der König in der deutschen Litteraturgeschichte besaß. Er stellte wieder Gellert an die Seite von Äsop und Phädrus, hielt die Gedichte des Freiherrn v. Canitz, welche niemand mehr las, für erträglich und erwähnte, daß Geßners Idyllen einige Anhänger fänden. Endlich rühmte Friedrich, ohne den Namen zu kennen, den Johann Nikolaus Götz, dessen Verse einen solchen Wohlklang besäßen, wie er ihn der deutschen Sprache nicht zugetraut hätte. Von Geschichtschreibern wurde Mascov als derjenige, welcher noch die wenigsten Mängel hätte, genannt und als Redner der Generalsuperintendent Quandt in Königsberg gerühmt, welchen Friedrich als Kronprinz in den Jahren 1739 und 1740 hatte predigen hören. Auch ihm schreibt er das seltene Talent zu, die deutsche Sprache wohlklingend zu machen, und er betrachtet es als eine Schande, daß dieses Verdienst weder anerkannt noch gepriesen würde.

Was das Drama betrifft, so weiß der König nichts von Minna von Barnhelm, noch von Emilia Galotti und Nathan

1) Hertzberg erzählt das alles in den „Huit dissertations" p. 39 ff Cf. Oeuvres XXIV, 341 ff.

Digitized by Google

dem Weisen; er nennt nur das heutzutage gänzlich unbekannte Lustspiel des Österreichers Cornelius Hermann v. Ayrenhoff „Der Postzug oder die noblen Passionen", und er bezeichnet das Stück höchst übertrieben als ein solches, das Molière nicht hätte besser machen können. Übrigens ist er mit dem Theatergeschmack in Deutschland äußerst unzufrieden, und zum Beweise dient es ihm, daß die Berliner sich vor Vergnügen schütteln, wenn Stücke von Shakespeare aufgeführt werden, „diese lächerlichen Possen", sagt er, „welche sich für die Wilden in Kanada eignen." Die Verbindung des Tragischen mit dem Komischen kann er nicht leiden. Den britischen Dichter entschuldigt er noch durch das Zeitalter, worin derselbe lebte; dagegen der Götz von Berlichingen, diese abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, mißfällt ihm sehr, und es schmerzt ihn, daß die Zuschauer von solchen Geschmacklosigkeiten hingerissen werden und ihre Wiederholung fordern. Wie mußte sich der junge Goethe von diesem vernichtenden Urteile getroffen fühlen, und wie stolz konnte dagegen jetzt Ayrenhoff um sich blicken! Als der Graf von Lamberg dem Könige später die übrigen Dramen des letzteren zusandte, schrieb Friedrich zurück: der Dichter sei ein Günstling sowohl Thaliens als Melpomenens, und seine Stücke machten dem deutschen Parnaß Ehre [1]). Freilich wissen wir nicht, ob der König mehr als die Titel gelesen.

Friedrich will aber nicht allein tadeln, sondern auch gute Ratschläge geben, wie man es besser machen könne. Die deutsche Sprache, meint er, ist weitschweifig und schwer zu handhaben; sie besitzt wenig Wohlklang, und es fehlt ihr jene Fülle von bildlichen Ausdrücken, die notwendig sind, wenn man neue anmutige Wendungen gebrauchen will.

Und welches ist nun der hauptsächlichste Rat, den der König giebt, um die deutsche Litteratur den andern ebenbürtig zu machen? Friedrich sieht hier ganz richtig. Er setzt auseinander, wie bei den Griechen, Römern, Italienern, Franzosen

1) Oeuvres XXV, 285.

Digitized by Google

die berühmten Dichter, Redner und Geschichtschreiber die Sprache fortgebildet und veredelt haben, und er meint nun, daß es bei den Deutschen ebenso zugehen müsse. Ja, er hat sogar bemerkt, wie die zunehmende Wohlhabenheit den Bürgerstand empfänglich für Bildung gemacht und bei seinen Landsleuten den Eifer erweckt habe, den anderen Nationen darin gleichzukommen. Nun weiß der König sehr wohl, daß man bedeutende Schriftsteller nicht hervorzaubern kann, und es ist ihm unbekannt, daß sie bereits vorhanden sind und Werke von unvergänglicher Dauer hervorgebracht haben. Deshalb rät er, wie vor 20 Jahren, inzwischen sollten die Deutschen die besten Schriftsteller der Griechen, Römer und Franzosen gut übersetzen und dadurch ihren eigenen Stil bilden.

Friedrich wünscht auch der deutschen Sprache mehr Wohlklang; die Verbalendung **en** mißfällt ihm, und er schlägt vor, man solle nicht sprechen: sagen, geben, nehmen, sondern: sagena, gebena, nehmena, das werde dem Ohre mehr schmeicheln. Freilich weiß er: selbst wenn der Kaiser mit seinen acht Kurfürsten auf einem feierlichen Reichstage durch ein Gesetz es anordnete, würde man schreien: Caesar non est super grammaticos und weiter sprechen: geben, nehmen.

Der König wünscht außerdem den Unterricht in den höheren Schulen so gestaltet, daß hauptsächlich das Urteil und der Geschmack gebildet werde. Hierbei aber bleibt er nicht stehen, sondern er geht auch zu den Universitäten über. Es entspräche seinem Sinne, wenn den Professoren die richtige Lehrweise vorgeschrieben würde. Dann zeigt er ausführlich, wie der Philosoph und der Historiker [1]), und kurz, wie der Mediziner und der Jurist es machen sollen. Es sind fast acht große Seiten, die unsere Aufmerksamkeit mit Recht in Anspruch

1) Oben sprach Friedrich nur von Mascov, aber hier empfiehlt er den Professoren der Geschichte ganz allein den gelehrten und berühmten Thomasius als Muster. Er hatte dessen Schriften offenbar nicht gelesen. Die gleiche Unkenntnis zeigt er, wenn er an Voltaire (24. Juli 1775) schreibt, die Deutschen beschäftigten sich seit Leibnitz und Wolff nicht mehr mit Philosophie.

Digitized by Google

nehmen; nur das eine sieht man nicht, wie dieselben mit der Hebung unserer Litteratur zusammenhängen.

Friedrich kehrt nun wieder zu seinem Gegenstande zurück, und nachdem er die Deutschen mit Rosengerten gezüchtigt, ohne vorher die Dornen entfernt zu haben, wird er gegen seine Landsleute gütig und sucht sie aufzumuntern, indem er sie daran erinnert, daß sie ja bereits Männer hervorgebracht hätten wie Erasmus, Melanchthon, Copernikus, Guerike, Leibnitz, Thomasius, Haller. Er schilt auf die Philologen, ihre Kritteleien und kleinlichen Beschäftigungen; er tadelt es, daß sie aus Eitelkeit nur lateinisch geschrieben hätten, und er lobt es umgekehrt, daß die Schriftsteller jetzt anfingen, sich in ihren Werken der Muttersprache zu bedienen, und sich nicht mehr schämten, Deutsche zu sein. Man glaubt zu träumen, wenn man dieses liest; aber der König geht noch weiter. Er hofft, die Fürsten des Reiches werden Geschmack an den Wissenschaften gewinnen und die Jünger derselben aufmuntern und belohnen. Alsdann fährt er fort: „Wir werden unsere klassischen Schriftsteller bekommen; jeder wird sie zu seiner Belehrung lesen wollen, die Nachbarn werden deutsch lernen, die Höfe es mit Wonne sprechen; ja vielleicht verbreitet es sich, nachdem es sich verfeinert und vervollkommnet hat, mit Rücksicht auf unsere guten Schriftsteller von einem Ende Europas bis zum andern." Friedrich denkt an die französische Sprache, welcher es zur Zeit Ludwigs XIV. so ergangen ist. Und Hoffnung und Geduld predigt er seinen Landsleuten, indem er hinzufügt: „Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht da, aber sie nahen sich. Ich verkündige sie Euch, sie werden erscheinen. Ich werde sie nicht sehen, mein Alter benimmt mir jede Hoffnung. Ich gleiche dem Moses; ich sehe von ferne das gelobte Land, aber ich werde nicht hineinkommen" [1]).

Erinnern wir uns hier der Verse, mit denen Friedrich zuerst Gottsched und alsdann Gellert aufforderte, die deutsche

1) Oeuvres VII, 91—122.

Digitized by Google

Sprache aus dem Zustande der Barbarei zu erlösen. Einen ähnlichen Gedankengang verfolgt er am Schlusse seiner Abhandlung über die deutsche Litteratur. Jedoch schöner als jene Verse ist wohl die Prosa, die eine große Zukunft verkündet. Auf die Wunden, die er geschlagen, legt er Balsam, welcher Heilung bringen soll.

Die Abhandlung, die französisch und in einer von Dohm besorgten deutschen Übersetzung erschien, machte viel Aufsehen und erregte große Verstimmung, und manche Widerlegungen wurden veröffentlicht. Friedrich schickte seine Arbeit auch nach Frankreich an d'Alembert und an den bekannten Herrn v. Grimm. An jenen schrieb er bei der Übersendung: „Der Oberst v. Grimm, welcher ein Deutscher ist, wird Euch über alles unterrichten können, was diese Sprache betrifft, die Ihr nicht gelernt habt. Bisher hat sich dies nicht gelohnt; denn eine Sprache verdient nur dann studiert zu werden, wenn gute Schriftsteller sie berühmt gemacht haben, und daran fehlt es uns ganz und gar. Aber vielleicht werden sie kommen, wenn ich in den elysäischen Gefilden wandle, wo ich dem Schwan von Mantua die Idyllen eines Deutschen, Namens Geßner, und die Fabeln von Gellert überreichen will. Ihr werdet Euch über die Mühe lustig machen, die ich mir gegeben habe, einer Nation, die bisher nichts gekannt hat, als essen, trinken, lieben und sich schlagen, einen Begriff von Geschmack und attischem Salz beizubringen; jedoch man wünschet, sich nützlich zu machen, und oft keimt ein Wort, das auf einen guten Boden geworfen worden, und bringt Früchte, die man nicht erwartete." Auf diese Zeilen, die der König an den Franzosen nicht hätte schreiben sollen, erwiderte d'Alembert: „Die Deutschen beklagen sich über die Härte, mit welcher sie beurteilt worden seien." Aber einen solchen Vorwurf wollte Friedrich nicht gelten lassen. Er entgegnete: „Die Arbeit, die ich Euch geschickt, ist das Werk eines Dilettanten, welcher an dem Ruhme seiner Nation Anteil nimmt und wünschet, daß ihre Litteratur ebenso vollkommen werde, wie die der benachbarten Nationen, die jener um einige Jahrhunderte zuvorgekommen sind. Anstatt streng

Digitized by Google

zu ſein, habe ich ſie nur mit Roſen gegeißelt. Man darf diejenigen, welche man aufmuntern will, nicht herunterſetzen; im Gegenteil, man muß ihnen zeigen, daß ſie Talent haben, und daß ihnen nur der Wille fehlt es auszubilden. Eine plumpe Pedanterie und der Mangel an Geſchmack ſind die größten Hinderniſſe, welche ſie hierbei aufhalten" [1]).

In ſeinem Dankſchreiben hatte d'Alembert mit größter Höflichkeit den König aufmerkſam gemacht, daß Mark Aurel nicht lateiniſch, ſondern griechiſch geſchrieben hätte. Grimm benutzte dieſen Verſtoß Friedrichs noch in anderer Weiſe. Zu den Hinderniſſen, welche das Aufblühen der deutſchen Litteratur aufgehalten haben ſollten, war vom König auch der Umſtand gerechnet worden, daß die meiſten deutſchen Höfe von der Mutterſprache ſo wenig wiſſen wollten. Grimm äußerte nun, Friedrich hätte das mit Mark Aurel gemein, daß, wie der römiſche Kaiſer es verſchmäht habe lateiniſch zu ſchreiben und das Griechiſche dazu genommen, ebenſo der König die Mutterſprache verſchmäht und die Sprache der Racine und Voltaire vorgezogen hätte. Grimm blieb aber hierbei nicht ſtehen, ſondern er ſagte dem Könige noch mehr Wahrheiten. „Die Deutſchen behaupten", ſchrieb er, „daß die Gaben, welche der König ihnen verkündigt und verheißt, ihnen ſchon zum größten Teile zugefallen ſind. Die deutſche Sprache ſei nicht mehr jenes barbariſche Kauderwelſch, das man vor 50—60 Jahren geſchrieben, rauh, weitſchweifig, unklar, ſie habe Wohlklang, Ebenmaß, Beſtimmtheit und Kraft gewonnen, und da ſie von Haus aus ſehr reich ſei, habe ſie in kurzer Zeit alle wünſchenswerten Formen erlangt." Grimm meint, er könne, da er von ſeinem Vaterlande von früheſter Jugend an entfernt lebe, über dieſen Entwickelungsgang nicht urteilen; „aber es iſt wahr", fährt er fort, „ſo oft ich durch Deutſchland gereiſt bin, hat man mir ganz gut geſchriebene Stücke gezeigt, und ich habe nicht mehr das alte deutſche Kauderwelſch angetroffen,

1) Oeuvres XXV, 172—175.

Digitized by Google

woraus ich geschlossen, daß daselbst ein großer Umschwung in den Gemütern eingetreten sei."

Der König antwortete am 1. April; aber wir besitzen leider diesen Brief nicht. Erst Ende Juni schrieb Grimm wieder an Friedrich. Er erwähnte darin, wie er sich sehr lebhaft erinnere, mit welchem Schwunge der König ihm eines Tages den ganzen Anfang der Asiatischen Banise vorgetragen habe. „Heutzutage", fährt Grimm fort, „schreibt in Deutschland niemand mehr in diesem Geschmack, und die deutsche Sprache hat sich ganz und gar in Ton und Haltung verändert." Wenn ihn aber der König auf die Trümmer des schönen Zeitalters Ludwigs XIV. verwiesen hatte, so fand Grimm daran keine Befriedigung. „Seitdem Voltaire uns genommen", meint er, „ist auf die wohllautenden Gesänge der Nachtigallen ein großes und erschreckendes Stillschweigen gefolgt, welches nur von Zeit zu Zeit durch das unheimliche Gekrächze einiger Unglücksvögel unterbrochen wird" [1]).

Was sollte der König darauf erwidern? Es war ja seine eigene Meinung [2]). Trotzdem fuhr er fort, mit französischen Erzeugnissen seinen litterarischen Hunger zu stillen. Vielleicht aber ist ihm doch noch eine Ahnung davon aufgegangen, daß Grimm Recht gehabt hat. Wenigstens fand er Garves Übersetzung von Ciceros Büchern über die menschlichen Pflichten sehr gut und war erfreut, von ihm zu erfahren, daß er noch Anmerkungen und Abhandlungen dazu liefern würde. Für die ihm zugesandte Übersetzung sprach er dem schlesischen Philosophen warmen Dank und zugleich seine persönliche Hochachtung aus [3]). Wenn aber der König übrigens die deutsche Muse schutzlos und ungeehrt von sich gehen ließ, so hat Schiller darauf die richtige Antwort gegeben:

Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Wert.

1) Oeuvres XXV, 337—340.
2) Vgl. z. B. Oeuvres XXV, 159 fin.
3) Oeuvres XXV, 281.

Digitized by Google

III.

Friedrichs des Großen Ansichten über den Fürstenberuf und die für Preußen notwendige Regierungsweise.

„Kein Gefühl ist unzertrennlicher von uns als das der Freiheit. Vom gebildetsten Menschen bis zum ungebildetsten sind wir alle gleichmäßig davon durchdrungen; denn da wir doch ohne Ketten geboren werden, so verlangen wir ohne Zwang zu leben, und weil wir nur von uns selbst abzuhängen wünschen, wollen wir uns den Launen der andern keineswegs unterwerfen. Dieser Geist der Unabhängigkeit und des Stolzes hat so viele große Männer in der Welt hervorgebracht und Veranlassung zu den republikanischen Regierungsformen gegeben, welche durch weise Gesetze die Freiheit der Bürger gegen alles, was dieselbe unterdrücken kann, aufrecht halten und eine gewisse Gleichheit unter den einzelnen Gliedern des Staates begründen, wodurch sie sich dem Naturzustande sehr nähern."

Nicht ohne Verwunderung wird man hören, daß diese Zeilen von Friedrich dem Großen herrühren, dann aber sogleich erraten, wo sie zu finden sind. Jedoch es giebt im Antimacchiavel noch andere Stellen, über die wir einigermaßen erstaunen. Mit einem sehr warmen Gefühle spricht der Kronprinz von den Übeln, welche der Krieg mit sich bringt. „Ich glaube", schreibt er, „die Herrscher würden nicht unempfindlich sein, wenn sie ein wahrheitsgetreues Gemälde der Leiden des Volkes sähen. Aber ihre Einbildungskraft ist nicht lebendig

Digitized by Google

genug, um sich das Elend, vor welchem ihr Stand sie bewahret, in seiner ganzen Stärke vorstellen zu können. Einem Herrscher, den das Feuer des Ehrgeizes zum Kriege treibt, müßte man alle die verderblichen Folgen, welche derselbe für seine Unterthanen hat, vor Augen führen: die Auflagen, welche die Völker niederdrücken, die Aushebungen, welche die ganze Jugend des Landes wegnehmen, die ansteckenden Krankheiten der Heere, wodurch so viele Menschen elend umkommen, die mörderischen Belagerungen, die noch grausameren Schlachten, die Verwundeten, welche der Verlust einiger Glieder der einzigen Werkzeuge für ihren Lebensunterhalt beraubt, die Waisen, denen das feindliche Schwert ihre Ernährer genommen hat, diejenigen, welche den Gefahren die Stirne boten und ihr Blut dem Fürsten verkauften. So viele dem Staate nützliche Menschen niedergemacht vor der Zeit!" Der Kronprinz meint, daß die Gebieter der Welt in ihrem Verhalten nicht vorsichtig und mit dem Blut ihrer Unterthanen nicht geizig genug sein können; denn die letzteren seien keineswegs ihre Sklaven, sondern ihresgleichen und in einer gewissen Beziehung sogar ihre Herren.

Friedrich verwirft den Krieg nicht unbedingt; er muß ihn gutheißen, wenn derselbe zur Verteidigung geführt wird, er billigt ihn auch, wenn über gewisse Rechte und Ansprüche keine Einigung erzielt wird; dagegen tadelt er und muß er nach dem, was wir gehört haben, die Kämpfe tadeln, die zur Eroberung dienen sollen, und er hatte schon am Ende seiner ersten politischen Schrift, die aber nicht gedruckt worden war, mit der Heftigkeit des frühen Mannesalters erklärt: „Es ist ein Schimpf und eine Schande, seine Staaten zu verlieren, und es ist eine Ungerechtigkeit und eine verbrecherische Raubsucht, wenn man diejenigen erobert, auf welche man kein gesetzmäßiges Anrecht hat."

Wir sehen, der Kronprinz trug ein hohes Ideal in seiner Brust, ungefähr wie das, welchem Klopstock ein Jahrzehnt später einen schönen Ausdruck gegeben hat, als er von seinem Musterfürsten sang:

Digitized by Google

Niemals weint' er am Bild eines Eroberers,
Seinesgleichen zu sein! Schon da sein menschlich Herz
Kaum zu fühlen begann, war der Eroberer
Für den Edleren viel zu klein.

Aber Thränen nach Ruhm, welcher erhabner ist,
Keines Höflings bedarf, Thränen, geliebt zu sein
Vom glückseligen Volk, weckten den Jüngling oft
In der Stunde der Mitternacht . . . .

Lange sinnt er ihm nach, welch' ein Gedank' es ist,
Gott nachahmen und selbst Schöpfer des Glückes sein
Vieler Tausend! Er hat eilend die Höh' erreicht
Und entschließt sich, wie Gott zu sein.

Betrachten wir nun Friedrichs Ideal eines Fürsten etwas näher. Er unterscheidet — zu scharf, wie sich versteht — zwei Arten von Herrschern, von denen die einen alles mit eigenen Augen sehen und selbst ihre Länder regieren, die andern dagegen durch ihre Minister alles thun. „Jene", schreibt er, „sind gleichsam die Seele ihres Staates und behandeln die inneren und die auswärtigen Angelegenheiten, alle Verordnungen und Gesetze kommen von ihnen her, und sie sind die obersten Justiz-, Kriegs- und Finanzbeamten. Die Pläne, die sie im großen entwerfen, führen die Minister im einzelnen aus; die letzteren sind eigentlich nur Werkzeuge in den Händen eines weisen und geschickten Herrn, der sich die Arbeit erleichtern kann, wenn er gute Männer auswählt, aber für das Glück des Volkes ist letzteres von keiner Bedeutung." Jedermann sieht, was für ein übertriebenes Selbstvertrauen hier zutage tritt.

In den auswärtigen Angelegenheiten will der Kronprinz die Anwendung von List und Schlauheit gestatten, jedoch nur zu dem Ende, daß die Absichten der Feinde ans Licht gezogen werden. Er hält es ferner für ein großes Glück, wenn der Weg der Unterhandlung allein genügte, den Frieden unter den Nationen zu sichern; jedoch er weiß, daß dies unmöglich ist. Er verlangt weiter eine strenge Ordnung in den Finanzen. „Ein Fürst hat die Verwaltung der öffentlichen Gelder", schreibt Friedrich, „gleichsam als Vormund seiner Unterthanen, denen

Digitized by Google

er verantwortlich ist; er muß, wenn er klug ist, hinreichende Mittel sammeln, um in Zeiten des Krieges zu den Kosten beitragen zu können, ohne daß er es nötig hat neue Steuern aufzulegen."

Der Kronprinz erblickt zwei Wege, wie ein Herrscher seine Macht vergrößern kann, nämlich die Eroberung und eine fruchtbringende Thätigkeit im Innern, indem er den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel und die Wissenschaften so viel als möglich fördert. Wenn Wein und Getreide den Reichtum des Landes bilden, muß der Fürst auf Mittel sinnen, den Absatz auszudehnen, die Frachtkosten zu vermindern und die Waren billiger verkaufen zu können. Von dem Gewerbe meint Friedrich, daß es wahrscheinlich den meisten Gewinn bringe und daher für den Staat am nützlichsten sei, indem es die notwendigen und die Luxusbedürfnisse der Bewohner und teilweise des Nachbarlandes befriedige und so bewirke, daß das Geld nicht hinausgehe, ja, daß fremdes noch hereinkomme. Der Luxus erscheint übrigens dem Kronprinzen nur für große Staaten heilsam, während er die kleinen verderbe. Nichts aber, meint Friedrich, verherrlicht eine Regierung mehr, als wenn unter ihrem Schutze Wissenschaften und Künste blühen; es sei ehrenvoll für die Könige, große Künstler und Gelehrte zu belohnen und selber die Wissenschaften zu pflegen.

Der Kronprinz nennt im Antimacchiavel zwei Vorbilder aus der Geschichte, die ihm vorschweben, nämlich Lorenzo de' Medici und Mark Aurel. Von jenem sagt er: „Er war der größte Mann seiner Nation, der Italien beruhigte, die Wissenschaften wiederherstellte und durch seine Rechtschaffenheit das allgemeine Vertrauen aller Fürsten gewann." Mark Aurel bezeichnet er als einen der größten römischen Kaiser, der ebensowohl ein glücklicher Krieger als ein weiser Philosoph war und auf das strengste sich an die moralischen Vorschriften hielt, die er bekannte. Noch herrlicher erscheint ihm die Gestalt des Fürsten, den Fenelon in seinem Telemach als Muster hinstellt und der durch sein Wesen an die Engel erinnert.

Der Antimacchiavel war vom Kronprinzen geschrieben wor-

Digitized by Google

den und erſchien, als Friedrich ſchon den Thron beſtiegen hatte. Das kleine Büchlein fand natürlich einen ſehr großen Leſerkreis. Als nun der König ein Vierteljahr ſpäter mit ſeinem Heere nach Schleſien zog, da verglichen die Berliner Theorie und Praxis, und die Kritiker meinten, dieſer Schritt ſtehe mit den Grundſätzen, die im letzten Kapitel des Antimacchiavel enthalten ſeien, in entſchiedenem Widerſpruch [1]). Alle Welt wartete ſehr begierig auf ein Manifeſt als Vorläufer einer ausführlichen juriſtiſchen Schrift über die preußiſchen Anſprüche. Man wunderte ſich dann über die Kürze der Erklärung, welche gegeben ward, und da man nichts aus ihr erfuhr, kam man auf ganz andere Gedanken. Jordan ſchrieb am 20. Dezember aus Berlin an den König: „In allen Kirchen ruft man den Beiſtand des Himmels für das Glück der preußiſchen Waffen an; man bezeichnet als einzigen Grund dieſes Krieges das Intereſſe der proteſtantiſchen Religion. Der Glaubenseifer des Volkes wird rege, wenn es dieſes Wort vernimmt; man preiſet Gott, welcher einen ſo mächtigen Verteidiger erweckt hat. Man verwahrt ſich laut gegen den Verdacht, der früher ausgeſprochen worden iſt, daß ihm der Proteſtantismus eine gleichgültige Sache ſei. Man verſichert ohne vorhergehende Prüfung, die Rechte Sr. Majeſtät ſeien unbeſtreitbar. O über den ſchönen Staatsſtreich!“

Noch vor Jahresſchluß erblickte Friedrich im Geiſte Schleſien eingereiht in die preußiſchen Provinzen. „Die Religion und unſere tapfern Soldaten werden das Übrige thun“, heißt es in einem Briefe vom 27. Dezember an Jordan, und am 14. Januar 1741 ſchreibt Friedrich an denſelben Freund aus Ottmachau: „Mein lieber Herr Jordan, mein ſüßer Herr Jordan, mein friedfertiger Herr Jordan, mein guter, mein freundlicher, mein ſanfter Jordan, ich kündige Deiner Durchlaucht die Eroberung Schleſiens an, ich melde Dir die Beſchießung von Neiße, ich bereite Dich auf wichtigere Pläne vor und ich unterrichte Dich von den glücklichſten Erfolgen,

1) Jordan an den König 14. Dez. 1740, XVII, 75.

Digitized by Google

welche Fortuna jemals aus ihrem Schoße geboren hat. Sei inbezug auf das Recht meiner Sache mein Cicero, und ich werde Dein Cäsar inbezug auf die Ausführung sein." Und am 24. Februar 1741 schrieb Friedrich an Jordan: „Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen; aber wenn ich kein Fürst wäre, würde ich nur Philosoph sein. In dieser Welt muß jeder sein Handwerk betreiben, und ich habe den Einfall, nichts halb thun zu wollen." Friedrich betrachtete sich als einen Mann, der aus einem Philosophen ein Krieger geworden sei. Mit dieser Standesveränderung trat auch eine Sinnesänderung ein, die Ansichten und Empfindungen des Antimacchiavel verblaßten, und Ehrgeiz, Kriegseifer und Eroberungslust schwellten die Seele des jungen Herrschers [1]).

Aber wie? Hatte nicht Preußen rechtmäßige Ansprüche? Selbst in diesem Falle würde das Vorgehen des Königs in grellem Widerspruche mit den Grundsätzen des Antimacchiavel stehen, da er, ohne vorher zu unterhandeln, plötzlich und unangesagt in das Land des Nachbars einbrach, um wo möglich eine ganze Provinz ihm abzunehmen. Außerdem aber gehen die Meinungen über die preußischen Ansprüche sehr auseinander. Der große Kurfürst hatte sie bekanntlich für den Kreis Schwiebus aufgegeben, und es hätte von ihnen nie mehr die Rede sein können, wenn sich verblendete Habsucht nicht eines niedrigen und verabscheuungswerten Betruges schuldig gemacht hätte. Der kaiserliche Gesandte verführte den Kurprinzen, der freilich schon beinahe 29 Jahre zählte, daß er seinen Vater schmählich hinterging, indem er nach seinem Regierungsantritte Schwiebus zurückzugeben versprach und dafür 10000 neue Salzburger Dukaten in Empfang nahm, die mit besonderer Vorsicht in Umlauf gesetzt werden mußten, damit man nicht erraten könnte, woher sie gekommen wären. Außerdem erhielt Friedrich III. bei der Rückgabe noch eine Anwartschaft auf Ostfriesland.

Unter dem Nachfolger war keine Rede von schlesischen An-

1) Oeuvres XVII, 77. 79. 84. 89.

Digitized by Google

ſprüchen. Als der neunzehnjährige Kronprinz Friedrich im Februar 1731 über Erwerbungen ſich ausſprach, welche die Geſtalt des preußiſchen Staates verbeſſern ſollten, da erwähnt er nur Weſtpreußen, Neu-Vorpommern, Mecklenburg, Jülich und Berg, und ebenſo wenig findet ſich in dem politiſchen Teſtamente Friedrich Wilhelms I. eine Spur von Anrechten auf Teile Schleſiens. Daher ſagte der Graf Podewils, als ihn der König nach dem Tode Kaiſer Karls VI. danach fragte, ganz richtig, daß Anſprüche nicht vorhanden wären, aber man könnte ſie wieder aufleben laſſen.

Nach dem Antimacchiavel mußte die Erwägung der Rechtsfrage und die Unterhandlung mit dem Wiener Hofe dem Einmarſch in Schleſien vorangehen; der König hielt dagegen die Rechtsfrage für eine Sache des Miniſters und forderte Podewils auf, daran arbeiten zu laſſen, da die Befehle ſchon an die Truppen erteilt wären. In ſeiner Geſchichte des erſten ſchleſiſchen Krieges ſetzt er die eigentlichen Gründe, die ihn zu ſeinem Unternehmen bewogen haben, umſtändlich auseinander. Danach gab er die Erwerbung von Berg auf wegen der großen Schwierigkeiten, die ſich dem Unternehmen entgegenſtellten, und weil der Gewinn viel zu klein war, um die Bedeutung der Könige von Preußen erheblich zu ſtärken. Er richtete deshalb ſein Augenmerk lieber auf die Zeit nach dem Tode Karls VI., und als dieſer Fall unerwartet frühzeitig eintrat, beſchloß er, die Fürſtentümer zurückzufordern, auf die ſein Haus unbeſtreitbare Anſprüche hätte, und die letzteren mit den Waffen zu behaupten. Er wollte dadurch die Macht der Hohenzollern vermehren und ſich Anſehen verſchaffen. Die Anſprüche ſelbſt hat er nicht einzeln angegeben; doch iſt er in der erſten Faſſung der Geſchichte ſeiner Zeit noch etwas offenherziger, indem er ſchreibt, er habe ſich vorgenommen, zunächſt dieſe Fürſtentümer zurückzuverlangen. Die Anſprüche bezeichnet er hier etwas milder als gegründet auf Gerechtigkeit, einzeln aber führt er ſie auch hier nicht auf. In ſeiner brandenburgiſchen Geſchichte erzählt er zwar mehr davon, aber man gerät in ein großes Erſtaunen, wenn man lieſt, was er darüber meldet.

Digitized by Google

Er spricht von Ansprüchen auf die Herzogtümer Jägerndorf, Ratibor, Oppeln, Brieg, Wohlau und Liegnitz; dieselben wären dem Hause Hohenzollern durch Erbverbrüderungsverträge, die es mit den besitzenden Fürsten abgeschlossen und welche die böhmischen Könige bestätigt hätten, rechtmäßig zugefallen. Nachdem die brandenburgischen Truppen dem Kaiser im Jahre 1686 erfolgreichen Beistand gegen die Türken geleistet und zur Eroberung von Ofen viel beigetragen hätten, soll Leopold I. zur Belohnung dieses Dienstes dem großen Kurfürsten als Entschädigung für seine gerechten Ansprüche den Kreis Schwiebus abgetreten, und wiederum der Nachfolger ihn, um den Kaiser der preußischen Königswürde geneigt zu machen, zurückgegeben und dafür die Anwartschaft auf Limburg und Ostfriesland empfangen haben, auf welche Gebiete dem Kurhaus übrigens unbestreitbare Ansprüche zugestanden hätten [1]). Konnte denn nach dieser Darstellung noch eine Forderung erhoben werden? Aber die Sache lag zum Glück etwas anders. Der abscheuliche Betrug und die elende Habgier des Kaisers Leopold boten eine Handhabe, die abgethanen Ansprüche wieder aufleben zu lassen [2]). Der Einmarsch in Schlesien war im Stile Ludwigs XIV. Friedrich hat diesen Herrscher sehr hochgeschätzt, er nennt ihn und den Kurfürsten Friedrich Wilhelm die beiden größten Männer des 17. Jahrhunderts. Er verteidigte jenen im Jahre 1770 gegen d'Alembert, indem er hervorhob, derselbe habe seinem Lande schöne Manufakturen und schöne Grenzen gegeben und die letzteren so befestiget, daß es fast unangreifbar geworden sei, er habe ferner die Wissenschaften beschützt. D'Alembert hatte Ludwig XIV. getadelt, daß er ein zahlreiches stehendes Heer unterhalten und dadurch ein böses Beispiel gegeben habe. Friedrich entgegnet: der König von Frankreich sah das Herrscherhaus in Spanien dem Erlöschen nahe; mußte er sich nicht in eine solche Lage bringen,

1) Oeuvres I, 87. 88. 102; II, 54. Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven, IV, 214.

2) So leicht, wie Arneth die Sache nimmt (I, 106), ist sie doch nicht.

Digitized by Google

um von günſtigen Ereigniſſen, welche die Gelegenheit ihm böte, Nutzen zu ziehen? Dieſe Worte paſſen ohne Zweifel ganz und gar auf den Schreiber im Jahre 1740. Er beſaß durch ſeinen Vater gut ausgebildete Truppen und einen wohlgefüllten Schatz, und er wollte von den Umſtänden gewinnen. Er handelte nun in der Art und Weiſe, welche die Franzoſen eingeführt hatten, indem er nach der Handhabe griff, die der Kaiſer Leopold ihm bereitet hatte. Gerade ſo iſt Öſterreich ſpäter verfahren, als das bayeriſche Kurhaus zu erlöſchen drohte; Kaunitz faßte die Abſicht einer Erwerbung und befahl Anſprüche zu ſuchen, Joſeph freute ſich über den Plan, und ſeine Mutter ließ ihn ſich gefallen.

Wenn der Streit zwiſchen Maria Thereſia und Friedrich einem Schiedsrichter übertragen worden wäre, ſo würde der Spruch höchſt wahrſcheinlich dahin gegangen ſein: der Kreis Schwiebus fällt an Preußen zurück, und letzteres behält auch die Anwartſchaft auf Oſtfriesland, welches bald erledigt werden wird. Zum Glück aber für die evangeliſchen Schleſier gelangte die Sache nicht vor ein Schiedsgericht. Friedrich wußte, daß ihm die Geſinnung der Proteſtanten zuſtatten kommen würde, ſeine Abſicht ging aber dahin, er wollte ſeine Macht erheblich ſtärken und Öſterreich dafür büßen laſſen, daß Karl VI. mit allen Mitteln bemüht geweſen war Preußen niederzuhalten [1]).

Wenn bei Schleſien von Anſprüchen wenigſtens geredet werden konnte, ſo gab es keine für die Erwerbung von Weſtpreußen; aber Friedrich dachte nicht mehr an den Antimacchiavel. In dem politiſchen Teſtamente von 1768 drückt er ſich über die auswärtige Politik anders aus. „Man muß“, ſchreibt er, „mit einzelnen Mächten ſich verbinden, alle beobachten, die einen aufmuntern, die andern zurückhalten, in die Pläne der Feinde eindringen, die Neidiſchen einſchläfern, ſchmeicheln, ſich verſtellen, beſtechen [2]), damit die Angelegenheiten den Gang

1) So ſchrieb ich in meiner „Neueren Geſch. d. preuß. Staates“ I, 533. Hier gebe ich die Begründung meiner Anſicht.

2) „persuader même“, heißt es noch; ich bekenne, daß ich dieſe Steigerung nicht verſtehe.

Digitized by Google

nehmen, den man ihnen geben will." Gerade damals erklärte der Sultan den Russen den Krieg, und Friedrich erblickte darin abermals eine günstige Gelegenheit zu einer Erwerbung. Er hatte die Verbindung Ostpreußens mit Pommern und Brandenburg durch Westpreußen als Jüngling von neunzehn Jahren für wünschenswert gehalten, er glaubte jetzt, das größte Hindernis würde Rußland bilden, und nur dann, wenn dasselbe dringend des preußischen Beistandes bedürfte, schien ihm das lockende Ziel nicht ganz unerreichbar. Aber er wartete nicht, bis der Fall eintrat, sondern schon im Februar 1769, wo der Krieg zwischen Rußland und der Türkei eigentlich noch nicht einmal angefangen hatte, ließ er in Petersburg einen von ihm gemachten Teilungsplan der drei Ostmächte durch seinen Gesandten vorlegen. Die Kaiserin Katharina verlangte für die Erlaubnis, welche sie geben sollte, fremdes Gut wegzunehmen, einen sehr hohen Preis, nämlich die Mitwirkung der beiden Staaten zur Vertreibung der Türken aus Europa. Auf diese Bedingung mochte Friedrich nicht eingehen, und er schwieg fortan über seinen Teilungsplan. Aber gegen Ende des Jahres 1770 trat der Fall ein, an welchen er 1768 gedacht hatte. Katharina bedurfte des preußischen Beistandes gegen die Österreicher, welche die Früchte der großen Siege den Russen schmälern wollten. Und so lockte jetzt Katharina zur Teilung. Friedrich unterhandelte nun mit ihr über einen solchen Vertrag, wogegen er sich anheischig machte, die Österreicher zu bekriegen, wenn sie dem Sultan helfen sollten; aber diese wurden zugleich aufgefordert der Teilung beizutreten. Nach längerem Schwanken zog der Wiener Hof das Sichere vor, ließ die Türken, mit denen er ein Bündnis geschlossen, im Stich und suchte sich ebenfalls ein Stück von dem Kuchen aus und zwar ein recht großes. Es ist also richtig, daß die erste polnische Teilung einen Krieg verhütet hat; das lag aber nicht in Friedrichs Absicht, als er im Februar 1769 seinen Plan nach Petersburg schickte. „Wenn man Gebiete, die nicht zusammenhängen", schrieb er am 1. November 1772 an Voltaire, „miteinander verbinden könnte, so dürften sich wenig

Digitized by Google

Sterbliche finden, welche daran nicht mit Vergnügen arbeiten würden." Aber er begnügte ſich nicht mit dem Landſtrich, über welchen er mit der Kaiſerin von Rußland einig geworden war, ſondern er ging in Nachahmung Öſterreichs noch ein gutes Stück über die Netze leichten Herzens hinaus [1]). So hat er im Oſten zwei Erwerbungen gemacht und den Staat hier ſo erweitert, daß zu den heutigen Grenzen nur noch wenig fehlte. Ferner hat er auch Weſtpreußen und den Netzedistrikt mit dem koſtbaren Gute der Glaubensfreiheit beglückt und außerdem noch die Segnungen der Ziviliſation einer leidenden Bevölkerung gebracht. Aber ich möchte an dieſe meine Darlegung noch eine Bitte knüpfen. Wir ſprechen von den Raubkriegen Ludwigs XIV. [2]). Sollten wir den Ausdruck nicht lieber vermeiden? Wenigſtens könnte mit gleichem Recht Öſterreich ihn auf den erſten ſchleſiſchen Krieg anwenden und Polen mit noch größerem von Raubzügen ſprechen [3]).

---

1) Ich habe das alles nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin dargeſtellt im 1. Bande meiner „Neueren Geſch. des preußiſchen Staates", welcher 1882 erſchienen iſt, und im 2. Bande S. 701 noch einen kleinen Nachtrag gegeben.

2) So noch Zwiedineck-Südenhorſt in ſeiner deutſchen Geſch. im Zeitraume der Gründung des preußiſchen Königtums, jedoch ſchon in Parentheſe.

3) Wie ſchwer aber ſcheint doch die Unparteilichkeit zu ſein! Ich kann die Darſtellung Rankes, an dem ich doch von meinen Studentenjahren her begeiſtert hänge, nicht leſen, ohne mit unmutsvoller Stirn an einen geſchickten und ſkrupelfreien Sachwalter zu denken. Als ich den Altmeiſter, den hervorragendſten Geſchichtſchreiber der Deutſchen und einen der größten aller Zeiten, zum letzten Male ſah, fragte er teilnehmend, wie er pflegte, bis wohin ich in meinen Studien über preußiſche Geſchichte gekommen und was ich über die erſte Teilung Polens gefunden, und als ich aufrichtig erwiederte, daß ich noch nicht ſo weit vorgedrungen wäre, ſprach er: „Sie werden doch nicht ſagen, daß Friedrich den erſten Gedanken gehabt!" Auch Duncker iſt hier parteiiſch, und Droyſen war mit meiner Darſtellung offenbar unzufrieden; denn er ſtellte mir die Einſeitigkeit als das höchſte Gebot für den Hiſtoriker hin. Endlich muß ich Zeller anklagen. Er ſchreibt S. 122 ff.: „Als Rußlands Erfolge gegen die Türken und ſeine darauf gegründeten weitgehenden Anſprüche auf türkiſche Gebietsabtretungen die dringende Gefahr eines Krieges zwiſchen

Digitized by Google

Um Ludwig XIV. und Friedrich den Großen in ihrer Besonderheit zu kennzeichnen, pflegt man dem Ausspruche des ersteren: „Ich bin der Staat" den des andern: „Ich bin der erste Diener des Staates" entgegenzustellen. Jene Worte klingen herrisch, die letzteren atmen Pflichtgefühl; aber in der Wirklichkeit war der Unterschied nicht so groß. Ludwig wollte sagen, daß alles politische Leben von ihm ausgehe; damit aber war Friedrich der Große ganz einverstanden. Im Jahre 1777 hat er einen Aufsatz in sehr wenigen Exemplaren drucken lassen mit dem ungenauen Titel „Abhandlung über die Staatsformen"; denn hiervon ist nur in der Einleitung und zwar oberflächlich die Rede. Dagegen erhalten wir im weiteren Verlaufe der kleinen Schrift das Bild eines guten Fürsten, wie Friedrich ihn sich dachte. Darin heißt es nun: „Der Herrscher stellt den Staat dar, er bildet mit seinen Völkern zusammen einen Körper, der nur so lange glücklich sein kann, als Eintracht sie umschlingt. Der Fürst ist für die Gesellschaft, die er regiert, was das Haupt für den Körper ist: er muß für das ganze Gemeinwesen sehen, denken und handeln, um ihm alle möglichen Vorteile zu verschaffen" [1]). Ein Herrscher, der das sagt,

Österreich und Rußland hervorriefen, in den Preußen unvermeidlich hineingezogen worden wäre, brachte Friedrich zuerst 1769 den Gedanken der Entschädigung durch polnische Provinzen in Petersburg zur Sprache." Der Vordersatz geht auf den Spätsommer 1770, und der Nachsatz spricht vom Anfange des Jahres 1769. Das ist ja ganz unlogisch. Mit Verwunderung habe ich auch gelesen, was S. 117 steht: „Nicht allein weil Friedrich wirklich auf mehrere schlesische Herrschaften Ansprüche hatte, die er selbst als unbestreitbar bezeichnet, die aber von Österreich sicher niemals freiwillig anerkannt worden wären, sondern weit mehr noch" ꝛc. Also das war einer der Gründe zum Kriege? Zeller hat aber die Rechtmäßigkeit der Ansprüche gar nicht nachzuweisen versucht, und wenn Friedrich sie als unbestreitbar bezeichnet, sind sie es darum wirklich? Darf ferner ein Philosoph den vorzeitigen Einmarsch damit rechtfertigen, daß er behauptet: die Ansprüche wären sicher von Österreich nicht anerkannt worden? Die Vaterlandsliebe verlangt von uns nicht, daß wir die Wahrheit verschleiern.

1) Oeuvres IX, 200.

Digitized by Google

kann ohne Zweifel mit Ludwig XIV. ſprechen: „Ich bin der Staat"; denn in dieſen Worten liegt nicht, daß es ihm erlaubt ſei, nach Willkür und Laune zu handeln und alſo auch das Wohl der Unterthanen zu ſchädigen. So etwas hat Ludwig XIV. ſicherlich auch nicht ſagen wollen, und wo er gefehlt, da hat er es aus geiſtiger Beſchränktheit oder menſchlicher Schwäche gethan. So hoch immer Friedrich als Staatsmann, Feldherr und Charakter über ihm ſteht, ſo war er doch auch von der großen Bedeutung ſeiner Stellung ſehr überzeugt. Wir haben gehört, wie er ſich im Antimacchiavel über die Miniſter geäußert hat. Jetzt behauptet er: „Die Menſchen hängen an dem, was ihnen gehört. Der Staat gehört nicht den Miniſtern, folglich liegt ihnen ſein Wohl nicht wirklich am Herzen" [1]). Wahrhaftig, ein treffliches Beiſpiel eines Trugſchluſſes für ein Handbuch der Logik!

Wie von ſeiner Stellung aber, ſo hatte Friedrich auch von dem Umfange ſeiner Pflichten eine ſehr hohe Meinung. „Ein Fürſt muß für die Beobachtung der Geſetze ſorgen", ſchreibt er, „auf eine gute Rechtspflege halten, aus allen Kräften der Verderbnis der Sitten entgegenarbeiten, den Staat wider ſeine Feinde verteidigen. Er muß auf den Ackerbau ſein Augenmerk richten, den Unterthanen Überfluß an Lebensmitteln verſchaffen, den Gewerbfleiß und Handel ermuntern. Er muß die Nachbarn und die Staatsbeamten fortwährend überwachen. Von ſeiner Vorausſicht und ſeiner Klugheit verlangt man, daß zu rechter Zeit diejenigen Verbündeten, die ſeinem Staat am nützlichſten ſein können, ausgewählt und freundſchaftliche Verträge mit ihnen geſchloſſen werden. Dazu muß noch ein tiefes Studium von Land und Leuten kommen" [2]). Friedrich wußte, daß alle dieſe verſchiedenen Zweige der Regierung höchſt eingehende Kenntniſſe notwendig machten, und er hatte ſie in einem ſtaunenswerten, aber doch nicht ausreichenden Grade. So würde der Bergbau ſicherlich in ſeinen Landen unbedeutend

1) A. a. O. 200.
2) A. a. O. 198.

Digitized by Google

geblieben sein, wenn er nicht das große Glück gehabt hätte, den Freiherrn v. Heinitz als Minister zu gewinnen.

Der König geht aber noch etwas näher auf die innere Verwaltung ein. Er hält eine vernünftige Rechtspflege für ein außerordentlich notwendiges Erfordernis einer Regierung, wie sie sein soll. „Die Gesetze müssen", schrieb er, „wenn sie gut sind, in klaren Ausdrücken abgefaßt sein, damit die Schikane sie nicht verdrehen kann, um den Geist derselben zu umgehen und über das Vermögen der Unterthanen willkürlich und ordnungswidrig zu entscheiden. Das Verfahren muß so kurz als möglich sein, damit die Kosten nicht die streitenden Parteien zugrunde richten." Diesen Teil der Regierungsthätigkeit hat der Herrscher sehr sorgfältig zu überwachen, meint Friedrich weiter, um der Habsucht der Richter und dem Eigennutz der Advokaten alle möglichen Grenzen zu ziehen. Als Mittel dagegen betrachtet der König Visitationen, welche der Großkanzler zu bestimmten Zeiten in den verschiedenen Provinzen anstellen läßt. Ferner verlangt er, daß die Strafen nicht härter seien als die Vergehen, und er findet es besser, wenn der Herrscher zu nachsichtig ist, als wenn er zu große Strenge zeigt, eine Meinung, welcher der Geheime Finanzrat Ursinus mit Freuden beigestimmt haben würde [1]). Hat denn aber, könnte jemand fragen, ein Fürst Einfluß auf die Rechtsprechung? Friedrich macht in dem politischen Testamente von 1768 einen wichtigen Unterschied; in Zivilprozessen sollen die Richter allein entscheiden, in Kriminalprozessen dagegen soll der Herrscher zusehen, ob es möglich ist, die Strafe zu mildern. Dahin geht Friedrichs Meinung, und so ist er verfahren; aber zuweilen hat er auch Urteile geschärft und in dem Müller Arnoldschen Zivilprozesse gegen die Vorschrift gehandelt, die er seinem Nachfolger anempfohlen. Allerdings that er es, wie Friedrich Wilhelm II. es richtig ausdrückt, in seinem Justizeifer; denn er wollte gleiches Recht für den Vornehmen und den Geringen, den Edelmann und den Bauer.

1) Neuere Gesch. des preußischen Staates II, 481.

Digitized by Google

Der König überſchätzte bekanntlich den kleinen Bruchteil der Bevorrechteten; aber er verkannte darum nicht die große Bedeutung der Landbevölkerung. Man dürfe ſie, meint er, nicht mißmütig machen oder unterdrücken, ſondern müſſe ſie vielmehr aufmuntern, daß ſie ihre Grundſtücke wohl beſtelle, denn darin liege der Hauptreichtum eines Staates. „Die Erde gewährt die notwendigſten Lebensmittel“, ſchreibt Friedrich, „und diejenigen, welche ſie bebauen, ſind die wahren Nährväter der Geſellſchaft.“ Der König wünſcht ihnen, daß ſie nach Abzug der Steuern noch ſo viel übrig behalten, um ihr gutes Auskommen zu haben. Das war freilich leichter geſagt, als herbeigeführt, und ſo hatte denn Friedrich im politiſchen Teſtamente von 1768 zwar ebenſo wohlwollend, aber nicht ſo zuverſichtlich über die Landleute ſich ausgeſprochen und dem Nachfolger zugleich von der Verbeſſerung der Dorfſchulen mit dem ſehr ungenügenden Eingeſtändnis erzählt, daß er noch an einigen Orten werde die Beſoldung der Lehrer erhöhen müſſen. „Alles hängt von der Erziehung der Menſchen ab“, ſchreibt er 1768; „wenn ſie nur etwas aufgeweckt ſind, werden ſie betriebſam und thätig, wogegen die Unwiſſenheit ſie faul macht.“ Daß die Leibeigenſchaft in einzelnen Provinzen der meiſten europäiſchen Staaten noch beſteht, beklagt Friedrich auf das lebhafteſte, er hält ſie für einen menſchenunwürdigen Zuſtand, aber er meinte, man könnte ſie nicht plötzlich aufheben, ohne die Landwirtſchaft in Unordnung zu bringen, ja, man müßte den Adel für die Verluſte entſchädigen, die er an ſeinem Einkommen erleiden würde. Davor aber ſchreckte Friedrich bei der Knappheit ſeiner Mittel zurück.

Wenn ein Land blühend bleiben wolle, meinte Friedrich weiter, müſſe die Handelsbilanz zu ſeinen Gunſten ausfallen, und das könne Preußen nur durch die Beförderung des Gewerbfleißes erreichen. Dazu ſei es notwendig, nicht allein die eigenen Rohprodukte, ſondern auch die der Nachbarländer ſo zu verarbeiten, daß die Erzeugniſſe zu einem billigen Preiſe verkauft werden könnten. Friedrich weiß, wie ſehr die Handelsthätigkeit anderer Länder durch den Verkehr mit ihren aſiati-

Digitized by Google

schen und amerikanischen Besitzungen ausgedehnt wird, aber er bescheidet sich und hält es für klug, wenn man die Vorteile gebraucht, die man hat, und nichts unternimmt, was über seine Kräfte geht.

Endlich betrachtet es der König als eine große Pflicht des Herrschers, für billige Lebensmittel zu sorgen, und er beschreibt deshalb hier, wie er es schon an andern Orten gethan hat, mit einer gewissen inneren Befriedigung seine nie rastenden Bemühungen, das Getreide weder zu hoch im Preise steigen noch zu tief fallen zu lassen [1]).

Was Friedrich im Antimacchiavel kürzer, das hat er hier etwas ausführlicher behandelt; aber beide Male finden wir die gleichen wohlwollenden, auf das Glück der Unterthanen abzielenden Ansichten und Bestrebungen. Dagegen überrascht eine merkwürdige Verschiedenheit in einer anderen Beziehung. Der Kronprinz schwärmte für die Pflege der Wissenschaften und Künste, und er verlangte, daß der Herrscher die Priester derselben durch Ehren und Belohnungen auszeichne, ja, daß er womöglich sich selbst ihnen beigselle. Der 65jährige König aber schweigt hierüber, und zwar mit Recht; denn er wandelte ja auf diesem Felde wie ein Fremder unter seinen Landsleuten. Er ehrte und unterstützte Voltaire und d'Alembert, aber er nahm weder Lessing noch Winkelmann in seinen Dienst und versagte dem Juden Moses Mendelssohn den wohlverdienten Eintritt in die Berliner Akademie der Wissenschaften, welche die deutsche Sprache pflegen sollte und französische Abhandlungen drucken ließ. Und wie sehr hat er die Pracht und Herrlichkeit des Marienburger Schlosses verunstaltet! Das Hohe Haus ließ er zu einer Kaserne einrichten und sein Lob für diese That durch eine lateinische Inschrift verkündigen. Der große Remter mußte zum Exerzieren benutzt werden, die Seitenflügel wandelte man in Offizierswohnungen um, und aus einem andern Saal wurden Stuben für acht Kolonisten gemacht [2]).

---

1) Siehe den folgenden Aufsatz.

2) Preuß IV, 73. Die Inschrift lautet: „Fridericus Magnus p. f.

Digitized by Google

Unendlich steht Friedrich dem Großen mit Recht in der Wertschätzung der Menschen Friedrich Wilhelm IV. nach; aber gepriesen sei dieser für die Wiederherstellung des Mittelbaues, und gelobt die Gegenwart, welche das obere Schloß in seiner Schönheit wieder erstehen läßt!

Wenn Kunst und Wissenschaft in der Abhandlung mit Stillschweigen übergangen wird, so äußert sich Friedrich umgekehrt mit einer gewissen Ausführlichkeit über einen Punkt, welchen er im Antimacchiavel nur gestreift hat, nämlich über das Verhalten des Herrschers gegenüber den verschiedenen Religionsgesellschaften. Als er den Thron bestieg, war Preußen ein protestantischer Staat gewesen, in welchem nur wenige Katholiken lebten; er hatte wohl deshalb, durch seine Stellung zur evangelischen Kirche dazu geführt, allein von dem Verhältnis eines ungläubigen Herrschers zu seinen gläubigen Unterthanen gesprochen und sich gegen alle Heuchelei erklärt in der Hoffnung, daß das Volk einen guten Fürsten, der ein Freidenker sei, einem frommen, welcher sonst nichts tauge, vorziehen werde. Seit der Erwerbung von Schlesien und Westpreußen gab es aber eine sehr beträchtliche Zahl Katholiken im Staate, für die eine besondere Gesetzgebung notwendig geworden war. Friedrich hatte diese schwere Aufgabe glücklich gelöst. Gegenüber den beschränkten Köpfen, welche der religiösen Unduldsamkeit das Wort redeten, verkündigte der aufgeklärte König gleich im Anfange seiner Regierung Religionsfreiheit. Er hatte so schön in seinem Antimacchiavel von dem unvertilgbaren Drange der Menschen gesprochen, nicht den Launen eines andern unterworfen zu sein und von sich allein abzuhängen; aber in seinen Landen war alles Regel und alles Vorschrift. Nur in dem einen Stücke finden wir ihn freisinnig; er sprach dem Herrscher jedes Recht über die Denkungsart seiner Unterthanen ab. Mit Bezug auf den Ursprung der fürstlichen Gewalt, wie er ihn annahm, schreibt er: „Müßte man nicht wahn-

---

i. militis in hospitium, civium in levamen ex ruinis restaurari jussit. Anno 1774."

Digitized by Google

sinnig sein, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihresgleichen gesagt hätten: Wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven sind, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deinem Belieben zu leiten? Im Gegenteil, sie haben gesagt: Wir bedürfen deiner, du sollst die Gesetze, denen wir gehorchen wollen, aufrecht halten, uns weise regieren und uns verteidigen, aber übrigens verlangen wir, daß du unsere Freiheit achtest." In dem Staate Friedrichs des Großen konnte jedweder sein Verhältnis zu Gott allein bestimmen, und die Männer der Wissenschaft durften ihre Meinungen und Behauptungen ungehindert vorbringen. Anders aber urteilte Friedrich über die politischen Tagesschriftsteller. Satirische Werke schienen ihm die unvermeidliche Folge der Preßfreiheit zu sein, er betrachtete dieselben als nachteilig für die menschliche Gesellschaft, da der Mißbrauch nicht ausbleiben würde, und er wollte sie deshalb einer, wenn auch nicht strengen Prüfung unterworfen wissen [1]). Merkwürdig ist es, daß er gerade für diejenigen Schriften, in denen er Meister war, eine Beschränkung und einen Zügel verlangte.

Es versteht sich von selber, daß Friedrich von seinem Fürsten die größte Pflichterfüllung fordert. Er nennt ihn, wie schon früher oft, den ersten Diener des Staates, welcher redlich, weise und uneigennützig regieren soll, wie wenn er seinen Mitbürgern jeden Augenblick von seiner Verwaltung Rechenschaft ablegen müßte. Er soll ferner über die guten Sitten seines Volkes wachen, indem er die Tugendhaften auszeichnet und belohnt, die andern verachtet und sich besonders hütet, diejenigen zu ehren, welche nur auf ihren Reichtum pochen. Er darf selber nicht das Beispiel der Verschwendung geben. Weiter schreibt Friedrich: „Der Herrscher ist eigentlich das Haupt einer Familie von Bürgern, der Vater seiner Völker, und er muß darum die letzte Zuflucht der Unglücklichen sein, bei den Waisen Vaterstelle vertreten, die Witwen unterstützen, Herz und Gemüt für den Geringsten wie für den Vornehmsten

1) An d'Alembert 7. April 1772. XXIV, 563.

Digitized by Google

haben und ſich freigebig gegen diejenigen bezeigen, denen nur durch ſeine Wohlthaten geholfen werden kann.“ Wenn Friedrich hier ſein Regiment als ein patriarchaliſches bezeichnet, ſo iſt das ganz richtig, und er hat auch ſeine Gnadenerweiſungen über viele Bedürftige während ſeiner langen Regierungszeit ausgegoſſen, jedoch mit der Vorſicht und Zurückhaltung, welche die Klugheit anriet. Außerdem gab es drei Kaſſen, die bei Hagel, Dürre, Blitzſchlag, Viehſterben und Feuersbrünſten den in Not geratenen Unterthanen Hilfe gewähren konnten; die preußiſche beſaß für dieſen Zweck ein Kapital von 120000 Thalern, die ſchleſiſche hatte 80000 Thaler und die des Generaldirektoriums 250000 Thaler, deren Zinſen für die Marken, Pommern und die andern Provinzen verwendet wurden. War der Schaden ſehr umfaſſend, ſo trat der König ein [1]).

Betrachten wir zum Schluſſe noch, welche beſonderen Ratſchläge Friedrich für die Regierung des preußiſchen Staates zu geben hat, indem wir einen ſehr kleinen Aufſatz, der im Anfange des Jahres 1776 niedergeſchrieben worden iſt [2]), zugrunde legen und einzelne Stellen aus dem politiſchen Teſtamente von 1768 damit verbinden. „Ich habe nicht die dumme Anmaßung“, ſagt er in der Einleitung zu letzterem Schriftſtück, „zu glauben, daß mein Verfahren meinen Nachfolgern zur Richtſchnur dienen muß; ich bemerke nur zu ſehr, daß ich ein Menſch bin, d. h. ein Geſchöpf, beſtehend aus Gut und Böſe, dem Irrtum unterworfen, deſſen Einſicht ebenſo unſicher, als ſeine Talente beſchränkt ſind.“ Aber die mannigfachen Erfahrungen, die er im Laufe von 29 Jahren gemacht, und das viele Nachdenken, welches er dem Regieren gewidmet, bewegen ihn, ſeine Anſichten über die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt ſeinen Nachfolgern mitzuteilen. Friedrich ſchließt die Vorrede mit den Worten: „Ein Steuermann, welcher die Küſten kennt, wo er lange Zeit gefahren iſt, ver-

1) Polit. Teſtament von 1768.

2) Exposé du gouvernement prussien, Oeuvres IX, 183—191.

Digitized by Google

mag dem jungen Schiffer gute Ratschläge zu geben, während letzterer, weil ihm die Klippen verborgen sind, leicht Schiffbruch daselbst leiden kann" [1]).

Friedrich preist den Fürsten, welcher alle Zweige der Regierung vereinigt, sie nebeneinander zu gleicher Zeit hergehen läßt und sie dahin führt, wohin er es sich vornimmt. Das sei für alle Staaten nützlich, meint er, für Preußen aber durchaus notwendig; hier müsse der König entweder selbst regieren oder einen obersten Minister annehmen. Mit besonderm Nachdruck aber verlangt Friedrich, daß die Finanzen, die Militärangelegenheiten und die auswärtige Politik in einer Hand liegen und streng einheitlich geleitet werden. Was nun den ersten Punkt anbetrifft, so fordert er natürlich die größte Ordnung und Sparsamkeit. „Ich habe die möglichste Klarheit in die Einnahmen und Ausgaben gebracht", schreibt er 1768, „daß man mit einem Blick übersehen kann, wie es damit steht." Monatlich wurden die Kassen auf ihre Richtigkeit geprüft. Und Friedrich war mit dem Ergebnis seiner Bemühungen zufrieden; denn er sprach 1776 den Wunsch aus, daß inbezug auf die Verwaltung der öffentlichen Gelder die nunmehr eingeführte Ordnung erhalten bleibe, sonst zahle das Volk viel, und der Herrscher werde bestohlen.

Friedrich war aber nicht nur der oberste Finanzbeamte, sondern er leitete ferner auch ganz allein die Angelegenheiten des Heeres. In dem politischen Testamente von 1768 bemerkt er, daß er sich dabei wohl befunden habe, und er rät dem Nachfolger, ebenso zu verfahren. Mit der Disziplin und Ausbildung der Truppen war er 1776 zufrieden und meinte, daß beides so bleiben könnte. Dagegen ist es ihm ganz unzweifelhaft, daß man, wenn die Kriegführung sich änderte, sich ohne weiteres danach zu richten hätte [2]). Friedrich legt einen besonderen Nachdruck auf diese militärische Thätigkeit. „Der

1) Vgl. Mitteilungen aus dem polit. Testamente Friedrichs d. Gr. vom Jahre 1768 im 66. Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur.

2) Oeuvres IX, 186. Vgl. ebendas. 203.

Digitized by Google

König von Preußen muß die Truppen einüben", schreibt er 1768, „er muß täglich darauf acht haben, muß den Offizier durch jede Art von Auszeichnung aufmuntern. Wenn er nicht selber Soldat ist, wenn er sich damit nicht selbst beschäftiget, wenn er nicht an der Spitze seiner Truppen kämpft, muß er sich unfehlbar darauf vorbereiten, daß er eines Tages sehen wird, wie dieses ganze Gebäude zusammenstürzet, welches unsere Vorfahren mit so vielen Mühen, Sorgen und Ausdauer errichtet haben." Ähnlich äußert sich Friedrich 1776, und er bezeichnet es hier als den ersten Schritt zum Verfall des Heeres, wenn man zu Offizieren Bürgerliche nehmen müßte. Friedrich hegte die falsche und höchst verletzende Meinung, daß dieselben weniger Ehrgefühl besäßen.

Der König lobte die von seinem Vater eingeführte Kanteneinrichtung und hielt an ihr fest. Er giebt 1768 an, daß unter 160000 Mann Soldaten 70000 Landeskinder wären bei einer Bevölkerung von $4\frac{1}{2}$ Million Einwohner, also $1\frac{5}{9}$. Nach der Erwerbung von Westpreußen wurde der Friedensfuß des Heeres auf 186000 Mann festgesetzt. Im Jahre 1776 rechnet Friedrich bei einer Bevölkerung von 5200000 Einwohnern ungefähr 90000 Landeskinder, sodaß also die Zahl der Geworbenen 96000 betragen haben muß. Ausgehoben wurden 60, später 70 Mann für die Kompagnie, hauptsächlich Knechte und zweite Söhne von Bauern und Meiern; sie dienten nur zwei Monate im Jahre, wurden für die übrige Zeit beurlaubt, und ihr Sold teils zu neuen Werbungen, teils bei den sogenannten Freiwächtern zur Entschädigung der kärglich vom Könige bezahlten Hauptleute genommen [1]). Friedrich nennt diese Kantone die reinste Substanz des Staates, und er verlangte, die Nachfolger sollten sie wie ihren Augapfel hüten und, um das Land zu schonen, bei einem Kriege nur so viel Mannschaften ausheben, als die äußerste Notwendigkeit

1) Die Freiwächter unterschieden sich von den andern Beurlaubten dadurch, daß sie in der Garnison blieben; sie verdienten sich hier so viel, daß sie ihren Sold ihrem Hauptmann oder Rittmeister überlassen konnten. Sie waren vom Wachtdienste befreit, daher ihr sonderbarer Name.

Digitized by Google

geböte, und dafür lieber recht viele Rekruten aus Sachsen nehmen. Wenn es sich aber so verhielt, dann war es gewiß nicht ratsam, noch eine Seemacht zu gründen. Friedrich meinte, man müsse lieber dahin streben, das beste Heer in Europa zu haben, als die schlechteste Flotte.

Endlich verlangt Friedrich, daß der König von Preußen die auswärtige Politik selbständig leite. Was aber hat dieselbe für Ziele? Sie muß soweit als möglich in die Zukunft dringen und die Beziehungen der europäischen Staaten zu einander richtig beurteilen, um zu erkennen, welche Bündnisse sich schließen lassen und welchen feindlichen Plänen entgegenzuwirken sei. Die Politik kann die Ereignisse nicht herbeiführen, aber sie soll dieselben benutzen, wenn sie sich darbieten. Deshalb muß Geld vorrätig sein, damit die Regierung bereit ist zu handeln, wenn der günstige Zeitpunkt eingetreten, und der Krieg muß nach politischen Rücksichten in der Weise geführt werden, daß man dem Feinde die blutigsten Schläge zu versetzen sucht. Da Preußen nicht reich ist, darf der König sich nicht ganz umsonst dort einmischen, wo es nichts zu gewinnen giebt; denn das Land könnte sich leicht erschöpfen, und eine günstige Gelegenheit würde dann ungenützt vorübergehen. Seine ehrgeizigen Absichten muß man aber so viel als möglich verbergen und, wenn es sich machen läßt, gegen andere Staaten den Neid Europas erwecken, um unter dem Schutze dieser Stimmung seinen Schlag zu führen. Also schreibt der Verfasser des Antimacchiavel, und er zeigt hierdurch, wieviel er seit jener Zeit gelernt hat. Er denkt bei den letzten Worten an Österreich, mit dem es doch nicht möglich sei, feste Freundschaftsbande zu knüpfen..

Als die notwendigste Erwerbung betrachtet Friedrich Sachsen; denn dadurch könnte der Staat zu der Festigkeit gelangen, die ihm fehlt, während der Feind jetzt ungehindert bis Berlin vorzudringen vermöge. Wie aber sollte das erreicht werden? Friedrich meint, man könnte vielleicht Böhmen und Mähren erobern und dafür Sachsen eintauschen, oder man könnte die rheinischen Besitzungen mit Jülich und Berg hingeben; denn

Digitized by Google

die entfernten Gebiete wären dem Staate doch nur eine Last, und ein Dorf an der Grenze hätte mehr Wert als ein Fürstentum, das 60 Meilen weit weg läge [1]).

Im politischen Testamente von 1768 stellt Friedrich folgendes Ideal eines preußischen Herrschers auf. Er soll ein Ehrenmann sein und die Interessen seiner Völker, die von den seinigen unzertrennlich sind, richtig wahrnehmen; er soll sich thätig und wachsam zeigen, weil sonst die Maschine still stehen wird; in Geldsachen sei er mißtrauisch, weil die Geschäftsleute zum größten Teile Spitzbuben sind. Er muß gern selber arbeiten und sein Heer befehligen; denn nur so kann er gute Truppen haben, die ihm Ansehen zur Friedenszeit verschaffen und im Kriege siegen. Der König beobachte seine Nachbarn und gehe nur nach reiflicher Überlegung der Bedingungen Bündnisse mit Herrschern ein, welche mit ihm die gleichen Interessen haben. Und den Aufsatz von 1776 schließt Friedrich mit den Worten: „So lange Preußen nicht mehr Festigkeit und bessere Grenzen erlangt hat, muß es durch Fürsten regiert werden, die fortwährend mit gespitzten Ohren auf dem Posten stehen, um über ihre Nachbarn zu wachen, und bereit, sich gegen die verderblichen Anschläge der Feinde rasch zu verteidigen."

Friedrichs heißester Wunsch geht dahin, daß das Glück des preußischen Staates unveränderlich sei, und er länger fortbestehe, als die ältesten Monarchieen. Nichts liegt ihm mehr am Herzen, und in diesem überströmenden Gefühle vergißt er seinen Unglauben und empfiehlt dem, welcher die Gesamtheit der verschiedenen Welten regiert, die Reiche erhöht und erniedrigt und in seinen Händen das Geschick des Alls trägt, das Heil, die Wohlfahrt, die Glückseligkeit und den Ruhm des preußischen Staates.

1) Oeuvres IX, 187. 188. 190.

Digitized by Google

IV.

Über die Finanzpolitik Friedrichs des Großen.

Für jeden Menschen ist es eine Notwendigkeit, das richtige Verhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben zu schaffen und es, wenn es gestört worden, wiederherzustellen. Der Grundsatz wird allgemein anerkannt, aber die Leidenschaften machen es den Sterblichen schwer, ihn streng zu befolgen, und Millionen werden deshalb unglücklich. Auch der Staat muß diesem Gesetze sich fügen und zwar um so mehr, je größer der Unterschied zwischen seinem Umfang und seinen Aufgaben ist, wie das bei Preußen unter Friedrich dem Großen der Fall war. Es ist ein nicht hoch genug anzuschlagendes Glück für unser engeres Vaterland gewesen, daß zwei Herrscher 73 Jahre lang die strengste Ordnung in den Finanzen aufrecht gehalten haben. Der Sohn bewahrte die Einrichtungen, welche der Vater getroffen; aber die Aufgaben der auswärtigen Politik führten ihn noch zu besonderen Veranstaltungen; denn die Not bleibt die starke Lehrmeisterin der Menschheit.

Die Haupteinnahmen waren die Kontribution, die Akzise, die Pachtgelder aus den Domänen und zum Teil auch die Zölle, die sogar in Westpreußen einen reichen Ertrag brachten. Im Jahre 1775 giebt Friedrich in seinen Denkwürdigkeiten die Einkünfte dieser neuen Erwerbung an. Danach empfing er durch die Kontribution 497 000 Thaler, von den Domänen 410 000, durch die Akzise 360 000 und durch die Zölle

Digitized by Google

730000, zusammen 1997000 Thaler, während Post, Forsten, Stempel und die Abgabe von Weizen oder die Fabrikensteuer nur 114000 Thaler eintrugen.

Zum Unterhalte des Heeres dienten bekanntlich die Kontribution und die Akzise. Das platte Land zahlte jene so, wie es Friedrich Wilhelm I. geordnet hatte. Der Nachfolger mochte nicht behaupten, daß alle Bestimmungen ganz gerecht wären; mit aller erforderlichen Genauigkeit eine solche Umlage zu machen, hielt er für schwierig, und er glaubte z. B., daß die Kurmärker weniger als die andern, dagegen die Bauern des Fürstentums Minden zu viel beitrügen. Letzteren hat er deshalb auch Nachlässe gewährt. In Schlesien war die Kontribution von ihm eingeführt worden. „Wenn hier der Adel mehr zahlt", schrieb er im politischen Testamente von 1768, „so muß man in Betracht ziehen, daß er unendlich reicher ist und daß der Handel ihm die Mittel gewährt, täglich noch mehr zu gewinnen." Auch in Westpreußen wurde sogleich nach der preußischen Besitznahme diese Besteuerung eingeführt.

An die Stelle der Kontribution war in den Städten die Akzise getreten, welche Friedrich der Große, weil sie unter der einheimischen Verwaltung zu wenig brachte [1]), 1766 an Franzosen übergab, und er hielt an dieser Einrichtung fest, obwohl ihm Gegenvorstellungen gemacht wurden mit der Behauptung, daß die Regie kostspieliger wäre. Der König bemerkte dagegen in seinen Denkwürdigkeiten: die Einnahmen hätten sich vermehrt, besonders die aus den Zöllen. Inbezug auf diese letzteren war ihm die verschärfte Aufsicht der Regiebeamten ganz besonders erwünscht, indem er dadurch um so genauer erfuhr, wieviel Geld außer Landes ging und wieviel hereinkam, und indem der Schmuggel, den er bitter haßte, desto besser verhindert würde.

Übrigens bestanden weder Kontribution noch Regie in allen

1) Im polit. Testament von 1768 heißt es: „La partie des accises étoit si fort tombée depuis la guerre que j'ai fait venir de France des regisseurs pour l'administrer." Cf. Oeuvres VI, 77.

Digitized by Google

Provinzen gleichmäßig. In Kleve und Mark traten die Landstände jedesmal im Dezember zusammen und ordneten den Kontributionsetat für das folgende Jahr; doch durften die Verhandlungen nicht länger als drei Wochen dauern. In Geldern sprach man nur von Subsidien, welche durch Acker- und Nahrungssteuer, Viehschatz und Kopfgelder aufgebracht wurden. Jährlich hielten auch hier die Landstände unter dem Vorsitz eines königlichen Kommissarius einen Landtag und gewährten dem Könige den immer gleich bleibenden Betrag. In Ostfriesland gehörte die Kontribution der Landschaft, und diese gab jährlich die festgesetzte Summe von 40000 Thalern und 6666 Thaler 16 Groschen Agio zur ostfriesischen Domänenkasse [1]).

Auch die Akzise erfuhr in den westlichen Gebieten Abänderungen. In Kleve, Mark, Mörs, Tecklenburg, Lingen, Minden und Ravensberg hatte die Regie gleich bei der Einführung jeden Monat Ausfälle gehabt und gefürchtet den Etat nicht zu erreichen; denn bei der zerstreuten Lage dieser Provinzen konnte der Schmuggel schwer verhindert werden. Deshalb war durch Vermittelung des Ministers v. d. Horst noch im Jahre 1766 eine neue Einrichtung getroffen worden. Die Städte mußten nicht allein die Etatsumme zu bezahlen übernehmen, sondern sich auch noch anheischig machen, 10 % von derselben zu Friedrichs Dispositionskasse zu liefern, wogegen sie freien Handel zugestanden erhielten. Sie legten eine sogenannte Städtesteuer mit königlicher Bewilligung den Bewohnern auf, die demnach eine genau festgesetzte Abgabe zu entrichten hatten. Aber die letztere kam ebenfalls nicht voll ein, sondern es blieben jährlich viele ansehnliche Reste; denn da die fremden Waren zollfrei hereingebracht wurden, litten Handwerker und Fabrikanten in ihrer Nahrung. Verschiedene Städte, wie Minden, Herford, Bielefeld und Soest, führten daher die gewöhnliche Akzise wieder ein. Der Geheime Oberfinanzrat Roden wünschte,

1) Roden bei Preuß IV, 427 ff.

Digitized by Google

daß es auch in den andern Städten Weſtfalens geſchehen möchte, damit ſie noch beizeiten gerettet würden [1]).

Was Roden wollte, das trat wirklich drei Jahre ſpäter, am 1. Juni 1777, ins Leben nach dem Plane, welchen der Miniſter v. d. Schulenburg und der Generalregiſſeur Launay entworfen hatten. In 67 Städten wurde die Akziſe wieder eingeführt, aber durch die Magiſtrate derſelben unter der Oberaufſicht der Kammern verwaltet. Die Höhe der Einnahme blieb beſtehen, und die einzelnen Provinzen mußten den Betrag, welcher auf ſie kam, an die königlichen Kaſſen abliefern; aber die Feſtſetzung für jede Stadt hörte jetzt auf. Mehreinnahmen ſollten zur Deckung künftiger Ausfälle dienen und im entgegengeſetzten Fall ein Nachſchuß erfordert werden, der aber der ärmeren Klaſſe der Einwohner nicht fühlbar war. Roden ſelbſt empfing den Befehl, die beſtehenden Tarife, welche ſehr verſchieden waren, auf gleiche Sätze zu bringen, ſo daß keine Stadt auf Koſten der andern ſich erheben könnte. Der vortreffliche Beamte führte den Auftrag mit gewohnter Schnelligkeit aus, und die neue Einrichtung trat am 1. Juni 1777 ins Leben [2]).

Es iſt oben einer Steuer von Weizen und Weizenmehl Erwähnung geſchehen. Dieſe ließ der König nur in den Provinzen diesſeits der Weſer vom 1. Juni 1769 an erheben, um die einzuführende Wolle ſteuerfrei zu machen und um fortwährend Mittel zur Unterſtützung der inländiſchen Fabriken zu haben. Daher wurde die Akziſe für fremde Wolle der Regie aus dieſer Steuer vergütet. Die Magiſtrate beſorgten die Erhebung unter der Leitung der Kammern und der Aufſicht der Steuerräte.

---

1) Preuß IV, 433. Ich folge überhaupt, wo ich keine andere Quelle nenne, dieſer auf S. 414—467 abgedruckten „kurzgefaßten Nachricht von dem Finanzweſen, auf gnädigſte Ordre Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen von Preußen entworfen vom 23. Dez. 1774 bis 22. Jan. 1775."

2) Beguelin, Hiſtoriſch-kritiſche Darſtellung der Akziſe und Zollverfaſſung in den preußiſchen Staaten, S. 183 ff.

Digitized by Google

So viel über die Quellen der Generalkriegskasse. Wir gehen nun zu der Generaldomänenkasse und deren Einnahmen über.

„Die Domänengüter", schreibt Roden in seiner kurzgefaßten Nachricht vom Finanzwesen, „sind lediglich zum Unterhalt eines Landesherrn und dessen Familie, damit derselbe standesmäßig leben und die zum Finanz- und Justizwesen nötigen Bedienten unterhalten kann." Bezeichnungen ändern sich, wie man weiß. Die Bedienten jener Zeit müssen wir jetzt Beamte nennen, während man damals unter diesem Worte Domänenpächter verstand. Endlich die preußischen Kriegsräte hatten nichts mit dem Kriege zu thun, sondern sie waren, was heutzutage die Regierungsräte sind, und sie hatten also auch die Verwaltung der Domänen. Gerechnet wurden hierher die königlichen Ämter, die Forsten, die Salzgefälle, die Einkünfte von den Bergwerken und den Posten, die Zölle, so wie die Stempel- und Kartengelder. Im Jahre 1775 betrug die Zahl der Domänen mit Ausnahme der schlesischen 415; davon befanden sich die meisten in Preußen und den Marken, nämlich 253 [1]).

Alle sechs Jahre wurden die Domänen neu verpachtet. Bevor dies aber geschah, mußte ein Kriegsrat den Pachtanschlag durchsehen, und möglicherweise wurde die Pachtsumme erhöht, jedoch nur, wenn Bodenverbesserungen in den letzten sechs Jahren gemacht worden waren; denn der König wollte nicht, daß ein Mehrgebot durch Bedrückungen der Unterthanen erpreßt würde. Daher mußte derjenige, welcher ein solches that, erst nachweisen, woher er es nehmen wollte. Desgleichen befahl der König, daß der alte Pächter, wenn er ein unbescholtener Mann und tüchtiger Wirt und kein Bauernplacker wäre, den Vorzug vor einem neuen haben und das Amt behalten sollte, sobald er eben das zahlen wollte, was der andere

1) Nach Grünhagen, Schlesien unter Friedrich dem Großen I, 384 gab es in Oberschlesien 1, in Glatz 1, im Fürstentum Glogau 3 Domänen; die meisten befanden sich in den Fürstentümern Liegnitz, Brieg und Wohlau; wie viele das waren, wird nicht angezeigt.

Digitized by Google

geboten und als möglich nachgewieſen hätte. Die Vorſchriften waren ſehr gut; dennoch hielt die Kürze der Pachtperiode nicht ſelten den Beamten ab, Verbeſſerungen anzubringen, da er in der Furcht lebte, daß ihn zu der Zeit, wo er davon Nutzen ziehen könnte, ein anderer aus der Pacht getrieben hätte. Daher wünſchte Roden, der König möchte die kurmärkiſchen Ämter, die nach dem Siebenjährigen Kriege ſo hoch hinaufgetrieben worden waren, auf 9 oder 12 Jahre verpachten laſſen. Friedrich bemerkte dagegen in dem politiſchen Teſtamente von 1768, man müſſe durchaus an den ſechs Jahren feſthalten, um nicht zu lange der Mehreinnahme verluſtig zu gehen, die eine durch Verbeſſerungen der Domänen bewirkte Erhöhung der Pachtſumme herbeiführe. Wenn übrigens der Kriegsrat den neuen Anſchlag aufgeſetzt hatte, mußte nicht nur die Kammer, ſondern auch das Generaldirektorium denſelben genehmigen. Alsdann erſt erfolgte die Verpachtung.

Aus den Provinzialdomänenkaſſen wurden die Ausgaben in den Provinzen bezahlt und die Überſchüſſe zur Generaldomänenkaſſe vierteljährlich abgeliefert. Übrigens vermehrten ſich die Einnahmen des Staates auch dadurch, daß der König Brüche und wüſte Gegenden urbar machen ließ. So brachten z. B. die 686 Koloniſtenfamilien, die in 15 neuen Dörfern in dem früheren Oberbruch angeſiedelt worden waren, jährlich 18765 Thaler 3 Groſchen 10 Pfennig, gewiß eine anſehnliche Summe.

Hierher gehörten ferner die Forſten, die unter der Leitung des Oberforſtmeiſters und der Oberaufſicht der Kammer ſtanden. Nach Rodens Angabe befanden ſich in der Kurmark die meiſten Forſten, und ſie brachten dreimal ſo viel ein, wie die darauf folgenden pommerſchen Forſten. Erſt hinter dieſen kamen nach ihrer Einträglichkeit die Forſten der Neumark, Magdeburgs, Weſtpreußens, Oſtpreußens und Litthauens, ſodann die von Kleve und zuletzt die von Halberſtadt und Hohenſtein. Diejenigen aber, welche ſich in der Grafſchaft Mark und Oſtfriesland befanden, waren unbedeutend und kamen nicht in Betracht. Schleſien übergeht Roden hier wieder, und auch

Digitized by Google

in dem ersten Bande der Geschichte dieser Provinz unter Friedrich dem Großen wird nichts hierüber gesagt; aber wir erfahren wenigstens, daß die Amts- und Forstgefälle mit 218761 Thalern in dem Etat von 1745/46 angesetzt waren. Jede Provinz hatte ihre eigene Forst- und Waldordnung und ihre besonderen Forsttaxen; denn es kam viel darauf an, ob sich die gefällten Bäume zu Wasser fortbringen ließen oder nicht.

Um die beiden Residenzen Berlin und Potsdam mit Brennholz zu versorgen, hatte der König eine Brennholzcompagnie im Jahre 1766 errichtet, welche sich verpflichtete, die 28000 Haufen für Berlin und die 14000 Haufen für Potsdam jährlich zu beschaffen. Die Preise waren vorgeschrieben. „Der Staat liefert das Holz fast umsonst", schrieb Friedrich im politischen Testamente von 1768, und als er das Privilegium der Compagnie nach sieben Jahren verlängerte, wurden die Preise noch weiter heruntergesetzt. Übrigens erhielten die Garnison, die Realschule, das Lagerhaus, die Manchesterfabrik und einige andere Berliner Fabriken das Holz wohlfeiler als die andern Einwohner.

Auch eine Nutzholzcompagnie hatte der König errichtet, und diese bewirkte, daß ein hoher Durchgangszoll von 50 % auf das aus Böhmen und Sachsen kommende Holz gelegt wurde. Da die Compagnie aber in den kurmärkischen Forsten nur alle guten und nahe am Wasser stehenden Bäume kaufte, hob sie der König auf und setzte eine eigene Verwaltung ein, die das Holz nach Hamburg schickte. Dort gab es ein besonderes preußisches Comptoir, welches die Ware nach England, Frankreich, Holland schaffen ließ. Ja, man ging noch weiter. Die königliche Verwaltung kaufte billig sächsisches, böhmisches und polnisches Nutzholz, um es dann von Hamburg aus an die Nationen abzusetzen, welche Kriegs- und Kauffahrteischiffe bauten [1]).

Die Berliner Holzhändler durften freilich ihren Handel

1) Roden bei Preuß IV, 447. Oeuvres VI, 87.

Digitized by Google

fortsetzen; aber die königlichen und städtischen Forsten waren ihnen verschlossen, und sie mußten von den Edelleuten ihre Ware kaufen und Pässe von der königlichen Verwaltung nehmen, die noch dazu den Vorkauf besaß. Man sieht, wie eingeengt die Händler waren.

Von den Forsten gehen wir mit Roden zum Salz über. Königliche Werke dieser Art gab es damals drei. Das wichtigste war zu Schönebeck, welches für Ost- und Westpreußen, Litthauen, Pommern, die Kur- und Neumark, Magdeburg, Halberstadt und Hohenstein, Schlesien das Salz lieferte und außerdem noch einen Absatz nach Franken und Sachsen hatte. Die Gefälle betrugen in Schlesien im Jahre 1745/46 die ansehnliche Summe von 258 666 Thalern [1]).

Von dem Salzwerk in Unna empfingen Kleve, Mark, Geldern und Mörs ihr Salz, das übrige wurde nach Köln, Berg und Münster verkauft. Das kleinste Salzwerk war das Mindensche, welches außerdem noch Ravensberg, Tecklenburg, Lingen und Ostfriesland versorgte.

Von den Salzwerken, welche Privatleuten gehörten, waren nur drei von Belang, die zu Kolberg, Staßfurt und Halle. Von letzterem erhielt die königliche Kasse statt des Zehnten jährlich 13 000 Thaler, von den beiden andern je 2000 Thaler; als aber die Pfännerschaft in Kolberg 1772 den Absatz in Westpreußen verlor, weil dort das königliche Salz eingeführt wurde, mußte die Salzhandlungscompagnie ihr zur Entschädigung 800 Thaler jährlich zurückzahlen.

In den Werken des Staates richtete man die Siedung nach dem Bedarf ein, der für jede Provinz nach der Zahl der Einwohner und des milchgebenden Viehes berechnet wurde. Von den Personen kamen hierbei nur diejenigen in Betracht, welche das neunte Jahr überschritten hatten. Zur Verhütung des Schmuggels mußte jeder Wirt auf dem platten Lande ein Salzbuch haben, worein der Salzfaktor eintrug, wieviel der einzelne Hausvater nach dem Anschlage zu verbrauchen

1) Grünhagen I, 387.

Digitized by Google

hatte und wieviel er jedesmal aus der Sellerie holen ließ. Nach Ablauf des Jahres reiste der Salzfaktor herum und sah nach, ob die vorgeschriebene Menge wirklich entnommen worden war. Für jede fehlende Metze waren 12 Groschen Strafe zu zahlen, wenn nicht etwa die Kammer den Ansatz ermäßigte.

Die Kammern entnahmen aus der Provinzialsalzkasse, was ihnen nach dem Etat zukam, und schickten das übrige Geld nach Berlin an die Generalsalzkasse; diese verfuhr ebenso und sandte den Überschuß zur Verfügung des Königs. Also geschah es damals überhaupt in Preußen. Die Regie z. B. verwaltete die Zölle, bezahlte so viel, als in den alten Etats gestanden, an die Kammern und lieferte den Überschuß an den König ab. Die Einnahmen waren keineswegs unansehnlich; sie betrugen im Jahre 1745/46 in Schlesien 123 543 Thaler [1]). Besonders hoch aber waren, wie bereits erwähnt, die westpreußischen Wasserzölle, die der König mit 730 000 Thalern ansetzte.

Der Gewinn aus den Bergwerken ward erst in den beiden letzten Jahren Friedrichs nennenswert, und die noch übrigen Einnahmequellen können wir gleichfalls übergehen. Wir wollen nur noch an einem Beispiele zeigen, wie sehr man sich gezwungen sah, von überall her das Geld zu nehmen. Die Liegnitzer Ritterakademie mußte jährlich folgende Posten bezahlen, die mit ihren Interessen nicht den mindesten Zusammenhang hatten: ein Dispositionsquantum von 600 Thalern, ferner für das Ingenieurcorps 666 Thaler 16 Groschen und die Pensionen für einen Fürsten und einen Geheimen Rat [2]).

Das Dispositionsquantum floß in eine Kasse, über welche der König ganz allein verfügte, und zwar that er dies nach einem wohldurchdachten Plane, welchen wir jetzt eingehend darlegen müssen.

Schon vor seiner Thronbesteigung hatte Friedrich im Antimacchiavel geschrieben: „Ein weiser Fürst muß zureichende

1) Grünhagen I, 387.

2) Blau, Progr. der Ritterakademie zu Liegnitz für 1841, S. 25. Anm. 2.

Digitized by Google

Gelder sammeln, um in Kriegszeiten zu den notwendigen Ausgaben beitragen zu können, ohne daß er genötigt ist, neue Lasten aufzulegen [1])." Wann der König angefangen hat dies zu thun, wissen wir nicht.

Im Jahre 1744 geriet er in arge Verlegenheiten, aus denen ihn die kurmärkischen Stände rissen, indem sie im folgenden Jahre ihm 1356000 Thaler borgten. Nach eingetretenem Frieden war es die erste Sorge des Königs, die frühere Ordnung herzustellen, und bald flossen wieder regelmäßige Summen in den Schatz. Im Jahre 1752 belief sich derselbe nach der Angabe des politischen Testamentes auf sieben Millionen; jährlich kamen zwei Millionen hinzu, und so rechnete Friedrich, daß 1758 darin 19 Millionen vorhanden sein würden. So viel wollte der König ohne Zweifel liegen haben, indem er meinte, vier bis fünf Feldzüge dann aushalten zu können. Außerdem hatte er einen kleinen Schatz von 200000 Thalern gegründet, welcher zu den Kosten beitragen sollte, wenn das Heer ins Feld rücken müßte [2]).

Der König dachte, wie wir sehen, schon im Jahre 1752 an die Möglichkeit eines längeren Krieges; aber so schlimm, wie es nachher wirklich kam, hatte er es sich ohne Zweifel nicht vorgestellt, und als er endlich den heißersehnten Frieden wieder begrüßte, da war er noch weit mehr als früher darauf bedacht, vorbereitet zu sein. Er suchte die Einnahmen zu vermehren und sammelte von neuem Gelder. Das zweite politische Testament, welches er 1768 schrieb, belehrt uns über seine Gedanken ziemlich ausführlich. Was den großen Schatz anbetrifft, so erhöhte Friedrich seine Ansprüche nur um ein weniges, indem er den Betrag desselben auf 20 Millionen ansetzte, und er gedachte dieses Ziel im Jahre 1773 zu erreichen. Dagegen für die Mobilmachung verlangte der König nun eine weit größere Summe, nämlich 2½ Million Thaler. So viel sollte demnach der kleine Schatz enthalten. Außerdem

1) Chap. XVI. Oeuvres VIII, 238.
2) Ranke 29, 263. 264.

Digitized by Google

erforderte das Magazin in Magdeburg, wo für die Truppen, die an der Elbe thätig sein würden, Rauch- und Hartfutter für drei Monate liegen sollte, 900000 Thaler, und für ein gleiches Magazin in Breslau wurden sogar 4400000 Thaler bestimmt, offenbar weil hieraus die Pferde des Hauptheeres verpflegt werden mußten. Die außerordentlichen Ausgaben eines Feldzuges berechnete Friedrich auf 12 Millionen Thaler, und indem er fragte, woher man dieselben nehmen sollte, ging er etwas näher auf die preußischen Finanzen ein. Er meinte: die Einnahmen aus den alten Provinzen und aus Schlesien betragen ungefähr 13800000 Thaler, davon ersparen wir jährlich 1400000 Thaler, die in den großen Schatz gehen. Wie hier, so gab es aber auch noch andere Überschußgelder, die der König seiner besonderen Verwendung vorbehielt. So bezog er aus Schlesien 720000 Thaler, aus Preußen 200000, aus den übrigen Provinzen 272000 Thaler. Das Tabaksmonopol, die Akzise, die Post, die Forsten, die Durchgangszölle und einige andere Einnahmequellen brachten ihm gleichfalls belangreiche Summen, die er zum Besten der Provinzen verwendete, so lange der Friede bestand, und für den Krieg gebrauchen wollte, wenn er in einen solchen verwickelt würde.

Wie sollten nun die Kosten von 12 Millionen aufgebracht werden, die ein Feldzug verursachte? Die Antwort enthält einen überaus herben Bestandteil. „Wenn ein Krieg ausbricht", meinte der König, „muß man sich Sachsens bemächtigen; man kann daraus 5 Millionen an Geld und Lebensmitteln ziehen." Sehr wichtige Herzensaufschlüsse! Wenn Friedrich zu Ende des Jahres 1768, wo Preußen und Sachsen in bester Eintracht miteinander lebten, dem Thronfolger einen solchen Rat giebt und ihn acht Jahre später wiederholt, ist da der Rückschluß ganz unberechtigt, daß die sächsische Wohlhabenheit bereits bei der Eröffnung des Krieges im Jahre 1756 mitbestimmend eingewirkt hat?

Die Überschußgelder rechnet der König auf 4700000 Thaler. Die noch fehlenden 2300000 sollte jährlich der große Schatz liefern. „So kann der Herrscher", meinte Friedrich,

Digitized by Google

„acht der härteſten Kriegsjahre aushalten, ohne ſeine Völker zu drücken und ohne Schulden zu machen.“ Wie er verfahren würde, wenn Sachſen auf ſeiner Seite ſtünde, zog er nicht in Betracht.

Wir müſſen hier noch eine andere Stelle des politiſchen Teſtamentes von 1768 anführen. Indem er nämlich die Wohlthaten aufzählt, die er dem Adel erwieſen, wirft er die Frage auf: „Wie weit kann ein König von Preußen in ſeiner Freigebigkeit gehen?“ Er antwortete, er ſei nach langem Nachdenken zu folgender Löſung gekommen: „Ein König von Preußen muß immer an einen nahen Bruch denken und ſich lebhaft die zerſtreute Lage ſeiner Provinzen und die Macht ſeiner Nachbarn ausmalen. Er kann alſo ſeine Einnahmen verbrauchen, wenn er nur nicht vergißt, was oben in dem Abſchnitt über den Schatz geſagt worden iſt. Folglich darf er dieſe Fonds nicht mit Penſionen und feſten Ausgaben belaſten.“ Friedrich wollte lieber davon 100 000 Thaler wegſchenken als 2000 Thaler Gehalt zahlen. „So wird“, meint er, „das jährliche Einkommen aufgebraucht, aber das des nächſten Jahres bleibt frei und kann für den Krieg verwendet werden, wenn ein ſolcher nötig iſt.“

Der König ſparte mit beſtem Erfolge weiter. Im Jahre 1776 ſchreibt er: „Seit dem Kriege haben ſich die Staatseinkünfte ganz außerordentlich vermehrt.“ Wie er meldet, brachte die Erwerbung von Pomerellen 1 200 000 Thaler, 1 Million der Tabak, 100 000 die Bank, 50 000 die Forſten, 400 000 die Akziſe und Zölle, 130 000 das Salz in Schönebeck, 56 000 die Lotterie, über 200 000 die neuen Pachtverträge, 100 000 der Durchgangszoll für fremdes Holz.

Die Angaben über die Vermehrung der Einkünfte finden ſich im Eingange des Aufſatzes, worin der König die Grundſätze, nach denen der preußiſche Staat regiert wird, auseinanderſetzt und einige politiſche Betrachtungen hinzufügt [1]).

1) Exposé du gouvernement prussien, des principes, sur lesquels il roule, avec quelques réflexions politiques. Oeuvres IX, 183.

Digitized by Google

Er berechnet darin das Gesamteinkommen des preußischen Staates auf 21 700 000 Thaler. Hiervon unterhält er 187 000 Soldaten und bestreitet die Kosten der Zivilverwaltung. Es bleiben 5 700 000 Thaler übrig, die er in der bereits angegebenen Weise zu Verbesserungen des Landes, zu Gnadengeschenken und zu seinem Unterhalte verwendet, die aber in der Zeit des Krieges zu den Kosten desselben genommen werden sollen. Auch die Hilfsgelder, die er in den Jahren 1769 bis 1774 den Russen geben mußte, waren aus jenen Überschußgeldern bezahlt worden, außerdem hatte der König in den letzten Zeiten jährlich davon 2 Millionen in den großen Schatz gethan, und dieser enthielt nun 19 300 000 Thaler, wovon im Kriegsfall 5 300 000 Thaler jährlich genommen werden mußten; denn Friedrich berechnete diesmal die Kosten eines Feldzuges nur mit 11 Millionen. Da nun aber der große Schatz nicht länger als vier Jahre reichen würde, so leitete der König daraus die Notwendigkeit her, Sachsen im Fall eines Krieges in seine Gewalt zu bringen.

In dem politischen Testamente von 1768 hatte Friedrich dem Thronfolger gemeldet, daß er die 900 000 Thaler, die für das Futtermagazin in Magdeburg bestimmt wären, in der Bank anlegen wolle; nach dem Aufsatz über die Regierung des preußischen Staates ist das geschehen. Außerdem befanden sich 4 200 000 Thaler in Breslau zu dem gleichen Zwecke für ein Heer von 60 000 Mann. Ja, der König hatte noch eine Vorsichtsmaßregel angefangen, indem er 11 Millionen bestimmte, welche die Generalkriegskasse haben sollte, um den Regimentern im voraus zu bezahlen, was sie zu fordern hätten; 4 Millionen waren bereits angesammelt, die anderen 7 gedachte Friedrich in den nächsten drei Jahren für diesen Zweck anzuweisen. Endlich gab es in Berlin sowohl als in Breslau ein Getreidemagazin, welches 36 000 Wispel enthielt und für 60 000 Mann ein Jahr lang ausreichte. Ferner lagen 2 000 000 Thaler in Breslau, wofür man 120 000 Wispel aus Polen kaufen konnte. So würde man für drei Feldzüge, meinte Friedrich, mit Getreide versehen und im Frieden vor jeder Hungersnot gesichert sein.

Digitized by Google

Wie die Überſchußgelder zu verſchiedenen Zeiten für friedliche und für kriegeriſche Zwecke gebraucht werden ſollten, ebenſo verfuhr der König mit den genannten Magazinen. Im politiſchen Teſtamente von 1768 ſpricht er die Anſicht aus: das Getreide dürfe nicht zu teuer ſein, und es müſſe der Fürſt dafür ſorgen, daß der Edelmann, der Amtspächter und der Bauer einerſeits und der Soldat und Handwerker anderſeits beſtehen können. Der mittlere Preis, ſchreibt Friedrich weiter, beträgt 22 Groſchen oder 1 Thaler für den Scheffel; darüber kann ſich niemand beklagen, das iſt der Preis, nach welchem in der Mark die Taxe beſtimmt wird. Friedrich bildete deshalb in der Hauptſtadt ein Vorratsmagazin; er verwendete darauf 280000 Thaler und gab das Geld der Stadt mit dem Befehle, den Scheffel für 22 Groſchen zu verkaufen, wenn der Marktpreis auf einen Thaler ſteigt, und aus den Provinzen, wo das Getreide zu billig wird, das Magazin wieder zu ergänzen. Friedrich wollte dadurch einerſeits den Gewinn der Händler verringern und anderſeits die Gegenden bereichern, denen es ſonſt an Abſatz mangeln würde. Die Landräte mußten über die Ernteausſichten im Juli Bericht erſtatten, damit, wenn dieſelben ſchlecht wären, Vorkehrungen zum Ankauf des nötigen Getreides getroffen werden könnten [1]).

Friedrich vergißt übrigens nicht einem Vorwurfe zu begegnen, den man ihm machen könne, weil er jährlich die ſehr beträchtliche Summe von zwei Millionen Thaler außer Umlauf ſetze. Hiergegen verteidigt er ſich dadurch, daß er ſagt: bei dem Tode Friedrich Wilhelms I. ſei die Handelsbilanz zu Ungunſten des preußiſchen Staates geweſen, der jährlich 500000 Thaler durch die Einfuhr verloren habe; jetzt aber überſteige die Ausfuhr die Einfuhr um 4400000 Thaler, und dieſes Ergebnis verdanke der König der Gründung ſehr vieler Manufakturen, der Eroberung Schleſiens und, wie er ſpäter hinzufügt, der Erwerbung Weſtpreußens [2]).

1) Inſtruktion f. d. Landräte in der Kurmark bei Lamotte, Abhandlungen I, 76.

2) Sybel, Hiſt. Ztſchr. 60, 263. Siehe unten S. 119.

Digitized by Google

Nach zwei Jahren wurde Friedrich in einen Krieg verwickelt, welcher zwar nicht lange dauerte, jedoch nach des Königs eigener Angabe 17 Millionen Thaler kostete, so daß er wiederum sammeln mußte. Wenige Jahre später setzte Kaiser Joseph ihn durch das Bündnis mit Katharina II. in Schrecken, und er glaubte fest an einen Krieg, welchen der Wiener Hof anfangen würde, sobald er die Augen geschlossen hätte. Wieder griff er zum Papier und schrieb Betrachtungen über die Verwaltung der preußischen Finanzen nieder, indem er sein Verfahren dem Thronfolger dringend anempfahl. Die Einnahmen, sagt er, beliefen sich im Jahre 1783/84 auf 21 730 000 Thaler, also nur 30 000 mehr, als er 1776 angegeben hatte, und doch wollte Friedrich jetzt 7 120 000 Thaler, also 1 420 000 mehr als damals, übrig haben. Im Fall eines Krieges freilich mußte diese Summe sich auf 6 000 000 vermindern, weil die Soldaten ihren Sold in der Fremde verzehrten, die Akzise daher einen großen Ausfall hatte und auch andere Kassen weniger ablieferten. Der König sah diesmal von den Sachsen ab, die 1778 an der Seite der Preußen in Böhmen eingerückt waren; er behauptete dagegen nicht allein für drei Feldzüge Rauch- und Hartfutter in Magdeburg und Breslau zu besitzen, sondern auch für ebenso lange Zeit Mehl selbst oder das Geld dafür zu haben. Letzteres und die Vorräte müssen also, da er die Kosten eines Feldzuges wieder zu 12 Millionen Thaler anschlägt, einen Wert von 18 Millionen gehabt haben, und wenn der König noch drei Feldzüge aushalten zu können glaubte dadurch, daß alsdann der große Schatz gewissermaßen an die Stelle der Vorräte träte, so muß derselbe am 20. Oktober 1784 ungefähr 18 Millionen betragen haben. „So bin ich", schrieb Friedrich weiter, „durch eine weise Verwaltung dahin gekommen, daß ich unserm armen Vaterlande zumuten kann, sechs Feldzüge auszuhalten, ohne daß ich die Steuern erhöhe oder den Staat mit drückenden Schulden belaste" [1]).

1) Histor. Ztschr. 60, 264. Kurz vor seinem Tode wollte Friedrich noch ein Magazin von 60 000 Wispeln Getreide bei der Festung Grau-

Digitized by Google

Der Besitz eines Schatzes für den Kriegsfall ist ungeachtet aller Bedenken, die später vorgebracht worden sind, eine preußische Einrichtung geblieben und sogar eine deutsche geworden. Dagegen würde man jetzt ein Verfahren allgemein mißbilligen, wie Friedrich es eingeschlagen hat, um Überschußgelder zu erlangen und sie dann zum Besten des Landes anzuwenden. Jedoch wenn man den Grund dieser Maßregel weiß und die unsichere Lage des preußischen Staates in jener Zeit bedenkt, wird man sich vielleicht mit dem Verfahren einigermaßen aussöhnen; denn an und für sich kann man nicht in Abrede stellen, daß es vorteilhafter gewesen sein würde, wenn diese Summen in den regelmäßigen Etat aufgenommen worden wären. Viele Beamte, Richter und Lehrer hätten dann besser besoldet werden können, und auch für andere notwendige Staatsbedürfnisse würde man nicht so schwer das Geld haben zusammenscharren müssen. Mag man nun aber auch die Zweckmäßigkeit einzelner Finanzmaßregeln des Königs bestreiten, so wird man doch zugeben müssen, daß niemals ein Herrscher über die Verwendung der öffentlichen Gelder edler gedacht und strenger danach gehandelt hat, als Friedrich der Große.

---

denz anlegen. Siehe Taysen, die militärische Thätigkeit Friedrichs des Großen während seines letzten Lebensjahres, S. 47.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

V.

Über drei von Max Lehmann veröffentlichte Aktenstücke Friedrichs des Großen.

In der voranstehenden Abhandlung mache ich auch von einem Schriftstücke Gebrauch, welches Max Lehmann mit zwei andern im 60. Bande der Historischen Zeitschrift veröffentlicht hat unter dem Titel: „Zwei politische Testamente und die Anfänge eines geschichtlichen Werkes von Friedrich dem Großen." Ich halte diesen Titel für falsch und zwar aus folgenden Gründen.

In dem vier Seiten langen Vorwort heißt es: „In seiner Geschichte der Staatsunterhandlungen des königlich preußischen Kabinetts klagt der Historiograph Cuhn, welche Mühe es ihn gekostet, aus den unfruchtbaren Nachrichten des Jahres 1782 nur einiges Interessante zu sammeln. Um so willkommener wird die erste der drei im folgenden mitgeteilten, durchaus eigenhändigen Aufzeichnungen Friedrichs II. sein. Zeitlich betrachtet, schließt sie an den Schriftwechsel des preußischen Königs mit Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig an, den Ranke aus dem Wolfenbütteler Archiv veröffentlicht hat. Sieht man aber auf den Inhalt, so zeigt sich sofort eine starke Verschiedenheit. In dem letzten der Briefe (11. April 1782) bemerkt der König: es sei zu klar, daß alles, was Joseph II. thue, gegen Preußen gerichtet sei: aber er fürchte sich nicht; mit guten Allianzen und mit ein wenig Geschicklichkeit lasse sich Gewalt der Gewalt, List der List entgegenstellen. Sei es

Digitized by Google

nun, daß Friedrich dem Herzoge doch nicht ein ganzes Inneres erschließe, sei es, daß er bald darauf zur vollen Erkenntnis der ihm drohenden Gefahr gelangte: in den „Considérations sur l'état politique de l'Europe", die er am 9. Mai niederschrieb, schlägt er einen ganz anderen Ton an." Lehmann meldet uns dann kurz den Inhalt des Schriftstückes.

Ich gestehe, der Historiograph Cuhn ist mir gänzlich fremd, und nach der Bemerkung, die hier von ihm angeführt wird, bin ich auch nicht begierig, ihn näher kennen zu lernen. Es wundert mich auch, daß Lehmann ihn zum Eingange benutzt hat. Über Friedrichs ernste Lage und die Stimmung, in welche sie ihn versetzte, hatte schon Zinkeisen in seiner Osmanischen Geschichte gute Mitteilungen aus dem Berliner Geheimen Staatsarchive gebracht; außerdem finden wir bei Ranke neun Briefe des großen Königs an den Herzog von Braunschweig, und zwar fünf aus dem Januar, je einen aus dem Februar und März und zwei aus dem April 1782. Eben diese kennt ja Lehmann, und er muß doch auch die Darstellung Rankes gelesen haben. Wenn er sich weiter umsehen wollte, so war in dem 2. Bande meiner Preußischen Geschichte, die Ende des Jahres 1887 ans Licht getreten, noch mancherlei zu finden; denn ich habe von jenen Schreiben absichtlich keinen Gebrauch gemacht und lieber die ununterbrochen fließende Quelle des Briefwechsels zwischen dem König und seinem Minister Finckenstein benutzt, und ich glaube behaupten zu können, daß wir jetzt inbezug auf die auswärtige preußische Politik in den Jahren 1781/82 genügend unterrichtet sind.

Friedrich hatte, wie allgemein bekannt ist, nach dem Siebenjährigen Kriege die Sicherheit seines Staates auf das Bündnis mit der Kaiserin Katharina II. gegründet, welches ursprünglich auf acht Jahre geschlossen und zweimal erneuert worden ist. Aber eben als es zum drittenmal in Kraft treten sollte, ging eine große Veränderung vor. Joseph II. suchte mit Rußland in ein besseres Verhältnis zu kommen, und Katharina gedachte mit Ernst an die Vertreibung der Türken aus Europa. Welche Hindernisse der Wiener Hof ihrem Plane bereiten konnte, das

Digitized by Google

wußte die russische Kaiserin noch von dem letzten Kriege her. In den Jahren 1770/71 hatte sie fürchten müssen, durch Österreich um die Früchte ihrer Siege zu kommen; deshalb war sie damals bereit gewesen, polnisches Gebiet zu überlassen, wenn Friedrich dafür den Wiener Hof abhalten wollte, den Türken Hilfe zu leisten, oder wenn dieser freiwillig davon abstünde, beide Mächte solchergestalt abzufinden.

Durch die Erfahrung klug gemacht, konnte Katharina nicht eher an die Ausführung ihres Planes wieder gehen, als bis sie sich mit Österreich verständigt hätte. Das geschah 1781 auf eine geheimnisvolle Weise, welche die Welt in Unkenntnis darüber ließ, ob ein Bündnis zwischen den Höfen von Petersburg und Wien geschlossen worden wäre oder nicht.

Durch diese Vorgänge wurde niemand mehr beunruhigt und niemand war begieriger, hinter den Vorhang zu blicken, als Friedrich der Große. „Die Augen", schreibt er am 25. April 1782 an Finckenstein, „müssen so weit als möglich vorwärts dringen, und ich bin jetzt nicht sowohl mit der Gegenwart, als vielmehr damit beschäftiget, die Unannehmlichkeiten, welche die Zukunft uns vorbereitet, zu entfernen. Ich bin ganz Auge und ganz Ohr, um mich über alles zu unterrichten, was an jenen Höfen vorgeht, und um ihnen Schritt vor Schritt zu folgen." Übrigens war Friedrich nicht um sich selbst in Sorge, sondern um seinen Nachfolger. Er hatte das dem Grafen Finckenstein bereits am 21. April 1781 geschrieben. Der Brief ist in den Werken abgedruckt; Ranke hat ihn übersehen, und auch Lehmann kennt ihn nicht. Friedrich lebte nämlich der Überzeugung, der Kaiser warte nur auf seinen Tod, um Preußen anzugreifen; dann werde sein Neffe ganz allein dastehen und die Hilfe nicht erhalten, welche durch das Bündnis von 1764 ausgemacht worden sei. „Die künftigen Übel", hieß es in diesem Briefe, „wenn S. Maj. nicht mehr sein werden, das sei der Stein der Weisen, den er gern entdecken möchte und bisher nicht habe finden können" [1]).

1) Reimann, Neuere Geschichte des Preuß. Staates II, 325. 316.

Digitized by Google

Zwiſchen dieſen beiden Äußerungen vom 21. April 1781 und 25. April 1782 liegen die Briefe Friedrichs an Karl Wilhelm Ferdinand, und ihr Inhalt ſtimmt ganz gut mit jenen Kundgebungen zuſammen. Am 14. Januar 1782 teilte der König dem Herzog eine Nachricht aus Wien mit, daß der Kaiſer ihm Rußland wegnehmen und ihn dadurch iſolieren wolle; denn niemals werde ſich Frankreich mit ihm verbinden. Sei dies richtig, was er nicht wiſſe, dann bleibe nur England übrig; das ſei ein Notbehelf, aber man werde ſich darein finden müſſen, wenn man nichts beſſeres thun könne. „Alle dieſe Angelegenheiten", fuhr der König fort, „gehen mich perſönlich nichts an, meine Zeit iſt vorüber. Es iſt meine Pflicht, an das Wohl des Vaterlandes zu denken, um womöglich einen Krieg zu verhüten, welcher ebenſo verderblich ſein würde, wie der von 1756." Und am 1. April ſchrieb Friedrich: „Die Bande zwiſchen Frankreich und Öſterreich werden nicht ewig ſein, beſonders wenn die Kaiſerhöfe es ſich einfallen laſſen, Konſtantinopel zu erobern." Zugleich meldete der König, daß Georg III. das Miniſterium habe ändern müſſen. Die Frage war nun, ob Bute weiter die Geſchäfte hinter dem Vorhange leiten würde. „In dieſem Falle", meinte Friedrich, „wird niemand trauen können." Wir beſitzen nicht die Antworten des Herzogs; aber wir erfahren wenigſtens aus dem Briefe des Königs vom 11. April, daß Karl Wilhelm Ferdinand einen Allianzplan angegeben. Friedrich erwiderte: „Es iſt gut, daran zu denken, doch muß ſich erſt das gegenwärtige politiſche Chaos von Europa noch entwirren, ehe man darauf hinarbeitet." Der König will vor allen Dingen den Frieden abwarten und ſehen, wohin die Schliche Joſephs und Katharinas hinzielen und welchen Entſchluß Frankreich faſſen werde, ferner ob England alsdann imſtande ſein werde, auf die europäiſchen Angelegenheiten einzuwirken oder nicht, ob Bute noch im Kabinett des Königs Einfluß haben werde, ob der junge ruſſiſche Hof öſterreichiſch geſinnt ſei oder nicht. Friedrich glaubte, daß alle politiſchen oder finanziellen Maßregeln Joſephs gegen Preußen gerichtet wären. „Alles das erſchreckt

Digitized by Google

mich nicht", schrieb er weiter. „Vermittelst guter Bündnisse und mit ein wenig Geschicklichkeit kann man Gewalt der Gewalt und List der List entgegenstellen." Er erinnert an das von ihm oft angeführte Sprichwort des Kaisers Augustus „Eile mit Weile", dann fährt er fort: „Nichts drängt uns, und wenn wir warten, so werden wir mit um so größerer Sicherheit handeln."

Achtundzwanzig Tage später, am 9. Mai 1782, schrieb Friedrich Betrachtungen über den politischen Zustand von Europa. Dieselben lauten folgendermaßen: „Seitdem der Kaiser in enge Beziehungen zu Rußland getreten ist, darf man nicht mehr auf das Bündnis mit der Kaiserin Katharina zählen. Sie glaubt vielleicht zwei Mächte, die ihre entgegengesetzten Interessen zu Feinden machen, nebeneinander führen zu können; aber das ist unmöglich. Nicht genug, daß der Kaiser die Kaiserin von Rußland in seine Netze gezogen, hat er vermittelst der Württemberger den jungen Hof vollkommen unterjocht, um jene Verbindung für die Zukunft zu sichern. Mag der Großfürst durch diese Kabale ganz und gar gefesselt sein oder nicht, das ist dem Kaiser gleichgültig, weil er zur rechten Zeit eine Revolution in Rußland wird hervorrufen können, welche die Großfürstin auf den Thron bringt, und diese hängt an ihm in Liebe, wie ganz Wien erzählt. Schritt vor Schritt die Haltung des Kaisers verfolgend, entdecke ich viel Klugheit darin. Er wird ruhig bleiben und keinen entscheidenden Schlag thun, bevor er nicht seine Finanzen geordnet hat. Man sieht, wie er alles zu Gelde macht, indem er Pensionen im Zivil einstreicht, Klöster in seinen Staaten säkularisiert, mit einem Wort alle Mittel, die er auffinden kann, anwendet, um seine Kasten zu füllen, seine Schulden zu bezahlen, und indem er sich in die furchtbarste Lage zu versetzen sucht, die jemals ein europäischer Fürst seit den schönen Zeiten Ludwigs XIV. eingenommen. Er hat dieses Werk erst angefangen, er braucht einige Jahre, um es zu vollenden; auch wird er die Gelegenheit abwarten. Obgleich man, ohne Wahrsager und Prophet zu sein, leicht erraten kann, daß er vorhabe, die preußische

Digitized by Google

Monarchie gänzlich zu zerſtören, um dann ohne Widerſtand ſeinen Despotismus in Deutſchland aufzurichten, wird er ruhig meinen Tod abwarten, um Hand ans Werk zu legen; deshalb hat ſein Geſandter in Berlin einzig und allein den Auftrag, über meine Geſundheit zu wachen und ihm hierüber zuverläſſige Nachrichten zu ſchicken. Wenn ich nicht mehr am Leben bin und ſeine Gelder für einen langen und koſtſpieligen Krieg ausreichen, wird er Rußland gegen Preußen aufzuregen ſuchen, indem er ſich bemüht, die neuen Unterhandlungen inbezug auf Danzig und einige Polen, die an der Netze oder im Kulmer Lande Güter beſitzen, zu verſchlimmern. Er ſelbſt wird die Grenzen Schleſiens entweder durch neue Auflagen plagen oder durch Streitigkeiten, wie ſie zwiſchen ſeinem Grenzvolk und den ſchleſiſchen Kaufleuten leicht hervorzurufen ſind, er wird mit den Sachſen wegen des Lehens der Lauſitz Händel ſuchen, vielleicht bei dem Tode des Markgrafen von Baireuth, und indem er Rußlands ſicher iſt, wird er ſich dieſem Anfall widerſetzen, mit einem Wort, wenn er nur einen Vorwand braucht, um Zwiſtigkeiten zu erregen, ſo wird ſich ein ſolcher leicht finden, und dieſes unglückliche Land wird auf der einen Seite von Rußland in Preußen, auf der anderen von den Öſterreichern entweder in Schleſien oder in der Lauſitz und in Sachſen angegriffen werden, damit ſie geradeswegs nach Berlin vordringen.

Das ſind die Übel, die uns bedrohen. Sie ſind ſo beträchtlich und von einer ſolchen Bedeutung, daß wir alles aufbieten müſſen, um Mittel zu finden, wie wir dieſem Sturme widerſtehen oder dieſes Unwetter frühzeitig beſchwören. Obgleich man auf ſeine Verbündeten nicht mehr zählen darf als auf ſich ſelbſt, muß man doch Bündniſſe zu ſchließen ſuchen, um wenigſtens eine Art von Gleichheit und von Gegengewicht gegen die Überlegenhit der Feinde zu ſchaffen, damit man ihnen mindeſtens auf allen Seiten Streitkräfte entgegenſtellen kann, die denen der Feinde nicht zu ſehr an Zahl nachſtehen."

Wir halten zunächſt hier inne. Wenn der Herausgeber meint, dieſe Betrachtungen ſchlöſſen ſich an die Briefe des

Digitized by Google

Königs an den Herzog von Braunschweig nur der Zeit nach an, nicht aber nach ihrem Inhalte, so kann ich ihm darin nicht beistimmen. Er nennt nur die eine Verschiedenheit, daß Friedrich an Karl Wilhelm Ferdinand geschrieben, er fürchte sich nicht, mit guten Bündnissen könne man Gewalt der Gewalt und List der List entgegenstellen. Lehmann entnimmt hieraus, daß Friedrich entweder sein ganzes Innere dem Herzoge nicht erschlossen oder erst bald darauf zur vollen Erkenntnis der ihm drohenden Gefahr gelangt wäre. Beides ist falsch, und wenn der König einmal etwas zuversichtlicher sich äußert als das andere Mal, so ist das doch möglich, ohne daß man zu den beiden Auswegen, welche Lehmann vorschlägt, seine Zuflucht nehmen muß. Übrigens täuschte sich sogar Friedrich über die Größe der Gefahr, über die Pläne Josephs und über die Absichten Katharinas. Letztere würde nicht geduldet haben, daß im gegebenen Falle Bayreuth und Ansbach nicht an Preußen fallen sollten, und ebenso wenig würde sie russische Truppen für österreichische Zwecke gegen Preußen geschickt haben, außer wenn dieses ihren eigenen Plänen in den Weg träte.

Indem der König weiter überlegt, mit wem er ein Bündnis eingehen könne, führt er zuerst an, auf wen in Deutschland zu rechnen sei. Er nennt nur den Kurfürsten von Sachsen, und außerdem hält er Hannover, Braunschweig und Hessen für fähig mit Preußen einen Bund zu schließen, dagegen weder die geistlichen Kurfürsten noch den Herzog von Württemberg, welcher letztere nur Fürstenrang für seine Geliebte, die Franziska von Hohenheim, und für sich den Kurhut wünsche. Von dem Kurfürsten von Bayern und der Pfalz hatte Friedrich die Meinung, daß derselbe ein Sklave des Prokonsuls Lehrbach (des österreichischen Gesandten) sei, der ihn regiere, wie der Römer Popilius den König Antiochus von Syrien. Wir sehen, Friedrich denkt wieder wie 1778 an einen Fürstenbund, aber von einer Ausführung dieser Absicht ist noch keine Rede; auch ist ihm unbekannt, daß andere deutsche Fürsten von einem solchen Bunde sprechen.

Digitized by Google

In Polen glaubte er den Kaiſer geſchäftig, eine öſterreichiſche Partei zu gründen, die, wenn er an Preußen den Krieg erklärt, feindliche Einfälle in das Land unternehmen ſollte. „Wir müſſen alſo“, meint er, „dort Anhänger zu gewinnen ſuchen, um die Pläne der Widerſacher zu vereiteln oder ihnen entgegenzutreten.“

Auf Frankreich rechnet der König nicht, es müßte denn Katharina das griechiſche Reich errichten wollen und der Kaiſer gegen die Pforte ſich erklären; dann würden die Franzoſen einen gültigen Vorwand erhalten, ihr Bündnis mit dem Wiener Hofe zu brechen. Dagegen hält Friedrich jetzt es für möglich in nahe Beziehungen zu England zu treten, weil Bute keinen Einfluß mehr beſitze und das gegenwärtige Miniſterium rechtſchaffen ſei und freundliche Geſinnungen gegen Preußen hege. Freilich müſſe man noch abwarten, ob England nach dem Frieden zu ſehr erſchöpft oder imſtande ſein werde, ſeinen Verbündeten beizuſtehen. Im letzteren Falle könnte man durch England die Hilfe der hannöverſchen, heſſiſchen und braunſchweigiſchen Truppen gewinnen und ſie gegen die Unternehmungen gebrauchen, die das Miniſterium des Erzbiſchofs von Köln etwa gegen die preußiſchen Beſitzungen am Rhein und in Weſtfalen ins Werk ſetzen wollte. Den Bund mit Frankreich zog Friedrich vor; aber wenn das unmöglich iſt, meint er, muß man den Blick auf England richten und noch beſſer eine Tripelallianz ſchließen, indem man die Türkei dazu nimmt, die bei einem Kriege Preußens mit Öſterreich und Rußland am wirkſamſten Angriffe zur Ableitung der feindlichen Streitkräfte würde machen können. Und wie Friedrich immer vorbereitet ſein will, hat er ſchon jetzt einen Weg für den Briefwechſel mit Konſtantinopel angebahnt; danach ſollten die wichtigen Schreiben über Warſchau an den Paſcha von Chotzim gehen und durch dieſen an die Pforte geſchickt werden.

Die Betrachtungen ſind natürlich ein beachtenswertes Schriftſtück, aber eine große Bedeutung liegt ihnen nicht bei; denn die Geſchichte nimmt einen ganz anderen Verlauf. Hochwichtig dagegen iſt nach meinem Dafürhalten der Schluß. „Das ſind

Digitized by Google

im allgemeinen", fährt der König fort, „meine Gedanken über die Zukunft. Ich werde nichts verabsäumen und weder meine Mühe sparen, noch die geringe Fähigkeit, die ich besitze, schonen, um dieses drohende Unheil von unseren Häuptern abzuwenden. Aber wenn mein Herr Neffe nach meinem Tode in Trägheit versinkt und sorglos dahinlebt, wenn er, verschwenderisch wie er ist, die Gelder des Staates vergeudet und nicht alle Kräfte seines Geistes zusammennimmt, dann wird — ich sehe es voraus — Herr Joseph ihm schlimm mitspielen, und in 30 Jahren giebt es kein Preußen und kein Haus Brandenburg mehr. Der Kaiser wird, nachdem er alles verschluckt hat, Deutschland zuletzt unterwerfen, dessen souveräne Fürsten er berauben will, um eine Monarchie wie die französische daraus zu bilden. Ich thue tausend Gelübde, daß meine Prophezeihung durch den Erfolg Lügen gestraft werde, daß meine Nachfolger ihre Pflicht thun und das Schicksal den größten Teil der Plagen abwende, von denen wir bedroht sind."

In dem Vorworte geht Lehmann mit einer prächtig klingenden Bemerkung sogleich zum dritten Stück über, indem er schreibt: „Die Sorge diktiert Testamente, die Hoffnung Historien. Im Jahre 1782 war der König nahe daran, an der Zukunft seines Staates zu verzweifeln, zwei Jahre später hatten die Dinge eine Wendung genommen, welche ihm den Mut gab zurückzublicken. Er sah in Joseph II. nicht mehr den künftigen Zerstörer der preußischen Macht."

Lehmann hat sich hier doch nicht gut unterrichtet. Die beiden folgenden Stücke, die er herausgiebt, fallen in den Oktober und November 1784. Am 29. Oktober schrieb Friedrich an seine Minister die längst bekannten Worte: „Feuer! Feuer! meine Herren; sehet nicht gleichgültig den ersten Schritten zu, welche Joseph thut; denn die Folgen würden verderblich für das Reich und für alle Herrscher Europas werden." So besorgt äußerte sich Friedrich damals, ohne zu wissen, mit welchem gefährlichen Plane Joseph eben umging, und wie er dabei der Unterstützung Katharinas gewiß war. Wenn also Lehmanns Theorie richtig wäre, so hätte Friedrich keinen Grund gehabt

Digitized by Google

Hiſtorien zu diktieren. Ferner Nr. 2 und Nr. 3 ſind beinahe gleichzeitig, und doch ſoll jenes ein politiſches Teſtament und dieſes der Anfang eines geſchichtlichen Werkes ſein. Da müßte ja in der einen Herzkammer die Sorge, die Hoffnung in der anderen gewohnt haben. Außerdem iſt es doch undenkbar, daß zwei ſo verſchiedene Geiſtesprodukte auf einen einzigen Bogen geſchrieben ſein ſollen. Endlich hat Friedrich ſeine beiden wirklichen politiſchen Teſtamente 1752 und 1768 verfaßt, alſo in Zeiten, wo drückende Sorgen ſeine Seele nicht beſchwerten, und Hiſtorien, wenn er zu einem bedeutenden Lebensabſchnitte gekommen war, nach dem zweiten Schleſiſchen und Siebenjährigen Kriege, nach der erſten polniſchen Teilung und dem bayeriſchen Erbfolgekriege, und er würde ganz ohne Zweifel, wenn er an eine Fortſetzung ſeiner Denkwürdigkeiten gedacht hätte, dies erſt mit dem Beginne des Jahres 1786, d. h. nach der Gründung des Fürſtenbundes gethan haben.

Wenn Lehmann das dritte Schriftſtück als den Anfang neuer Denkwürdigkeiten betrachtete, ſo verlockten ihn die erſten Worte. Friedrich beginnt: „Ich habe von allem, was ſich während meiner Verwaltung in den allgemeinen Angelegenheiten von Europa bis zum Frieden von Teſchen zugetragen hat, Rechenſchaft gegeben.“ Hier iſt in der That eine Anknüpfung an die letzten Denkwürdigkeiten. Aber mit 52 Zeilen fertigt der König fünf Jahre ab, und zwar erzählt er die Begebenheiten nicht, ſondern er führt ſie nur an, um ſich darüber zu rechtfertigen, daß er das Bündnis mit Rußland nicht wirklich aufgelöſt habe. Die große Macht dieſes Staates und die Schwäche Frankreichs, wie er es anſieht, verhindern ihn daran, und er würde ſich der Überſtürzung anklagen, wenn er anders handelte. Aber er bedauert es tief, daß es ihm unmöglich iſt, ein Bündnis mit den Franzoſen zu ſchließen. „O Richelieu, o Mazarin, o Ludwig XIV.!“ ruft er zuletzt aus, „was würdet ihr ſagen, wenn ihr die Schmach eurer Nachfolger ſehen könntet.“ Eben dieſe Worte ſind dem Herausgeber freilich aufgefallen, jedoch er tröſtete ſich damit, daß er meinte, Friedrich würde dieſelben bei einer Überarbeitung ſicherlich weggelaſſen haben.

Digitized by Google

Übrigens kühlte der Fürstenbund, welchen der große König bald nachher eifrigst in Angriff nahm, die frühere Freundschaft mit Rußland noch mehr ab, und es ging ungefähr wie in Goethes Wahlverwandtschaften her; denn auch das österreichisch-französische Bündnis hatte beinahe seine Bedeutung verloren. Friedrich stand in guten Beziehungen zu dem Kabinette von Versailles, und Joseph und Katharina lebten noch immer glücklich in ihrer politischen Ehe.

Während die bisher erwähnten beiden Schriftstücke die auswärtige Politik und Preußens Stellung zu den anderen Großmächten betreffen, handelt das zweite von den Finanzen. Friedrich setzt in der ersten Hälfte desselben sein eigentümliches Verfahren auseinander, wie er es schon im politischen Testamente von 1768 gethan [1]). Die andere Hälfte giebt allgemeine Vorschriften. „Bei der Verwaltung der Finanzen", sagt er, „muß man es verstehen, seine Grillen, Leidenschaften und Neigungen zu zügeln; denn erstlich gehören die Einkünfte des Staates nicht dem Herrscher; dieses Geld kann rechtmäßigerweise nur zum Wohle und zur Erleichterung der Völker angewendet werden. Jeder Fürst, welcher dieses Einkommen in Vergnügungen und übel angebrachten Freigebigkeiten vergeudet, ist nicht sowohl Herrscher als Straßenräuber, weil er dieses Geld, das Herzblut des Volkes, zu unnützen und oft lächerlichen Ausgaben verwendet. Denn man muß davon ausgehen, daß kein Fürst in Wahrheit sagen kann: ‚Wir werden jetzt keinen Krieg mehr bekommen, wir brauchen nur wie ein Epikuräer zu leben und daran zu denken, wie wir unsere Leidenschaften und unsere Sinnenlust befriedigen.' Was geschieht? [2]) Plötzlich bricht ein Krieg aus, und weil unser Epikuräer im voraus seine Einkünfte verzehrt hat, ist er unvorbereitet in dem

1) Vergl. hierüber meinen Vortrag: „Mitteilungen aus dem politischen Testamente Friedrichs des Großen vom Jahre 1768" in dem 66. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, S. 229ff. u. oben S. 106.

2) Denn so muß ohne Zweifel gelesen werden, nicht plaisirs, qu'arrive-t-il?

Digitized by Google

Augenblicke, wo Hannibal, wie die Römer ſagen, vor den Thoren ſteht."

„Alle Handlungen der Menſchen müſſen das Ergebnis einer tiefen Erwägung ſein und dürfen nur nach reiflicher Überlegung ins Werk geſetzt werden. Aber ich wage zuverſichtlich zu behaupten, daß die Herrſcher ihre Vorſicht weiter treiben müſſen als die Privatperſonen, weil eine falſche Schlußfolgerung der letzteren nur das Unglück einer Familie nach ſich zieht, während Millionen Menſchen darunter leiden, wenn die Könige nur obenhin an die Zukunft denken und unüberlegte Maßregeln ergreifen; ihr Ruhm verdunkelt ſich und ihre Feinde ziehen Nutzen von ihren Dummheiten. Dieſe Folgen ſind ſo wichtig, daß man ſie nicht genug denjenigen einprägen kann, welche zur Regierung eines Staates beſtimmt ſind, beſonders wenn dieſe Fürſten den Fehler haben, verſchwenderiſch zu ſein, eine Abneigung gegen finanzielle Berechnungen zu hegen, und wenn ſie außerdem dummerweiſe die Gewohnheit angenommen haben, ſich von allen Dienern mit kaltem Blute beſtehlen zu laſſen. Man muß entweder nicht regieren wollen oder den edlen Vorſatz faſſen, ſich deſſen würdig zu machen, indem man alle Kenntniſſe, welche die Fürſten brauchen, erwirbt und durch eine edle Nacheiferung angetrieben wird, keine Mühe und Arbeit zu ſparen, welche das Regieren erfordert. Man wird z. B. ſagen: ‚Rechnungen langweilen mich.' Ich antworte: ‚Das Wohl des Staates erfordert, daß ich ſie durchſehe, und in dieſem Falle darf es mir nicht ſchwer ankommen.' „Der König weiſt auf die Verſchuldung der europäiſchen Staaten, beſonders Frankreichs, hin und fügt dann ſehr richtig hinzu: in einem großen Königreiche wie dieſes gebe es unendliche Hilfsquellen, aber in einem armen Lande wie Preußen würde der gänzliche und nicht wieder gut zu machende Zuſammenſturz erfolgen.

„Das ſind Erwägungen", ſchließt Friedrich, „welche mein Nachfolger wohl thun wird ernſtlich in Betracht zu ziehen und ſich anzueignen, damit nach meinem Tode der Staat imſtande ſei, ſich zu erhalten und nicht zu unterliegen; aber ſicherlich

Digitized by Google

würde das eintreten, wenn er nur einen windigen Menschen und Verschwender an seiner Spitze hätte."

Jedermann bemerkt, wie der Prinz von Preußen hier bloßgestellt wird, und ich wage zu behaupten, daß die Vorwürfe, welche der König demselben machte, die anderen Mitteilungen an Wichtigkeit bei weitem übertreffen. Die politischen Auslassungen in Nr. 1 und außerdem die Nummer 3 fügen zu dem, was ich in dem zweiten Bande meiner Geschichte des preußischen Staates erzählt habe, nichts wesentlich Neues hinzu. Auch die Angaben über die Finanzpolitik bringen für denjenigen, welcher das politische Testament Friedrichs von 1768 und den Aufsatz „Exposé du gouvernement prussien" gelesen hat, Bekanntes; aber sie enthalten allerdings eine recht dankenswerte Ergänzung.

Endlich was das Urteil über den Prinzen von Preußen betrifft, so haben wir in den Denkwürdigkeiten des Königs, welche vom Hubertsburger Frieden bis zum Ende der ersten Teilung Polens reichen, ein sehr vernichtendes Urteil über den Charakter desselben. In dem Feldzuge von 1778 dagegen errang er sich die Zufriedenheit des Königs, welcher anfing guten Mut zu fassen, wie er an seinen Bruder Heinrich schrieb, und auch in der Geschichte des bayerischen Erbfolgekrieges lobt Friedrich der Große den Neffen an mehreren Stellen. Hierzu treten aber nun die angeführten Äußerungen aus dem Mai 1782 und dem Oktober 1784, welche die stärkste Besorgnis über die Zukunft Preußens verraten und für immer eine schwere Belastung des Prinzen bleiben werden.

Das ist nach meiner Ansicht der Wert der drei Schriftstücke. Wenn Max Lehmann sie zwei politische Testamente und die Anfänge eines geschichtlichen Werkes nennt, so hat er ihre Bedeutung nach meiner Meinung übermäßig erhöht. Allenfalls könnte das zweite Stück, das von den Finanzen handelt, als ein Nachtrag zum politischen Testamente von 1768 gelten; aber es würde dann auf ein besonderes Blatt geschrieben vom Könige zu diesem gelegt worden sein und im Hausarchive sich befinden. Mit noch größerem Rechte müßte man den nicht

Digitized by Google

bloß die Finanzen behandelnden kurzen Aufſatz „Exposé du gouvernement prussien“, der in den Anfang des Jahres 1776 gehört [1]), als politiſches Teſtament bezeichnen, und Friedrich hätte dann in acht Jahren drei ſolche Schriftſtücke verfaßt. Es ſcheint mir beinahe, als ob Lehmann jetzt in Überſchriften kleiner Arbeiten Staat machen wollte; denn in einem folgenden Hefte der Hiſtoriſchen Zeitſchrift erhalten wir eine nicht eben bedeutende Mitteilung aus einem Briefe Friedrichs, auf welche wir wohl hätten warten können, bis ſie in der „Politiſchen Correſpondenz“ abgedruckt worden wäre, und über dem Vorworte den prunkenden Titel: „Zur Charakteriſtik des Siebenjährigen Krieges“.

Die Schriftſtücke rühren nach Lehmanns Angabe von der Hand des Königs her, ſind aber in richtiger Orthographie, jedoch nicht ohne Fehler, abgedruckt worden; denn es finden ſich verſchiedene Verſehen, von denen ich einige gröbere anführen will. Wir leſen S. 266 fin.: Joseph n'a pas senti que l'inconvénient en resulterait à l'égard de la France, aber es muß heißen: quel inconvénient. Auf der folgenden Seite Zeile 2 und 3 leſen wir: L'expédition ..... ont flatté etc. Ferner ſteht S. 265 gedruckt: Ces conséquences sont si importantes qu'on ne saurait assez les inculquer dans l'esprit de ceux que la naissance destine au gouvernement. Nun beginnt ein neuer Satz: Surtout ces princes ont le défaut d'être prodigues, d'avoir une aversion pour les calculs de finance. Alle dieſe Prinzen ſollen ſo ſein? Das kann Friedrich unmöglich behaupten. Und wie will man denn das folgende que vor outre überſetzen? Es heißt nämlich weiter: et qu'outre cela ils aient la bêtise d'avoir contracté l'habitude de se laisser voler indifféremment par tous les domestiques. Ohne jeden Zweifel gehören die beiden Sätze zuſammen, und es fehlt hinter surtout das Wörtchen

1) Hierauf weiſt die Erwähnung am Ende des Abſchnittes über die Rechtspflege S. 188 fin. deutlich hin. Vgl. meine „Neuere Geſchichte des preußiſchen Staates“ II, 618.

Digitized by Google

si. Wenn dieses wiederholt werden soll, steht bekanntlich quo mit dem Subjonktiv. So hängt alles auf das schönste zusammen und giebt einen richtigen Sinn. Ebenso gebildet ist der vorletzte Satz des ersten Schriftstückes, welcher dem Herausgeber hätte zur Richtschnur dienen können. Es ist doch gut, wenn man bei den klassischen Philologen eine zeitlang in die Lehre gegangen ist.

Übrigens verfehle ich nicht am Schlusse zu erklären, daß die Veröffentlichung verdienstlich und dankenswert ist.

Digitized by Google

VI.

Friedrich der Große und der Freiherr v. Heinitz.

Es ist wohlbekannt, daß Friedrich der Große nach dem Hubertsburger Frieden die äußersten Anstrengungen machte, die Wunden, welche der Krieg geschlagen, so rasch als möglich zu heilen und die Wohlfahrt des Landes nicht allein wiederherzustellen, sondern noch gegen früher zu vermehren. Er fing jetzt auch an, dem Berg- und Hüttenwesen größere Aufmerksamkeit zu schenken. Am 9. Mai 1768 ward ein besonderes Departement für diese Sachen im Generaldirektorium errichtet und dem Staatsminister v. Hagen anvertraut. Diesem außerordentlich eifrigen und treuen Beamten, der aber überlastet war, ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß eine Immediatkommission eingesetzt wurde, die das schlesische Bergwesen untersuchen und namentlich erforschen sollte, ob und was für Gelegenheiten vorhanden wären, Bergbau rege zu machen. Möglich, daß auch in andern Provinzen solche Schritte gegeschehen sind.

Am 1. Februar 1769 erklärte sich der König bereit, die zu einer näheren Untersuchung des Bergbaues in Schlesien erforderliche Summe von 1800 Thalern, die Hagen verlangt hatte, zu bewilligen. Er unterließ hierbei nicht zu erinnern, man möge besonders darauf Bedacht nehmen, daß in den Gegenden Niederschlesiens, wo das Holz sehr selten und zu den Bleichen höchst nötig sei, keine Bergwerke angelegt würden, da die Schachte zu viel davon fräßen, sondern in holz-

Digitized by Google

reichen Gegenden, wie im Glätzischen und bei Reichenstein. Außerdem empfahl er, nach Steinkohlen so nahe der Oder wie möglich zu schürfen [1]).

Ferner wurden Bergordnungen gemacht. Für Cleve, Meurs und die Grafschaft Mark war eine solche bereits im Jahre 1766 erlassen worden. Nun empfing der schlesische Justizminister v. Carmer, dessen segensreiches Wirken in dieser Provinz doch recht mannigfaltig gewesen ist, den Befehl, die Materialien zu einem gleichen Gesetze zu sammeln und gründlich zu erwägen, welche Abänderungen jene Bergordnung erfahren müßte, wenn sie für Schlesien Geltung erhalten sollte. Carmer entledigte sich seines Auftrags mit gewohnter Schnelligkeit, verschiedene Gutachten der Verwaltungsbehörden und Justizkollegien wurden auch in Betracht gezogen, alsdann die schlesische Bergordnung abgefaßt und am 5. Juni 1769 vom Könige vollzogen. Hagen und Carmer hatten die Ehre sie auch zu unterzeichnen.

Außerdem wurde das einzige Bergamt, welches Schlesien besaß, zwar in Reichenstein belassen, aber zugleich zum Oberbergamt erhoben mit dem Befehle, nach der Bergordnung und den besonderen Anweisungen des Bergwerks- und Hüttendepartements auf das genaueste sich zu richten [2]). Am 5. Januar 1770 kam zu den bereits ernannten Beamten noch der Oberbergrichter Melde, welcher zugleich die ganze Leitung der Geschäfte übernehmen sollte, bis die Stelle des Direktors besetzt und einem Adligen übertragen werden würde. Das Oberbergamt ward angewiesen, die Kreise Löwenberg, Hirschberg, Jauer, Bolkenhain, Landeshut und Schweidnitz auszulassen und auch in Oberschlesien und der Grafschaft Glatz nur allmählich vorzugehen [3]).

Inzwischen hatte die früher erwähnte Immediatkommission ihre Arbeiten beendet und das Ergebnis eingereicht; danach

1) Steinbeck, Geschichte des schlesischen Bergbaues, I, 292. 305.

2) Reskript vom 3. Dez. 1769 bei Serlo, Beiträge zur Geschichte des schlesischen Bergbaues, S. 24.

3) Steinbeck I, 307. 308.

Digitized by Google

gab es im Jahre 1768 in Schleſien 5 Kupfer- und Arſenikbergwerke, eine Galmeigräberei und 19 Steinkohlengruben, während aus Mangel an Abſatz eine andere ruhte. Nach geſchehener Unterſuchung waren noch vier Werke belegt worden; darunter befand ſich das Kobaltwerk in Querbach, welches dem Grafen Schaffgotſch gehörte, und das Zinnbergwerk in Giehren im Kreiſe Löwenberg. Ferner wies die Kommiſſion noch auf bauwürdige Lagerſtätten hin; jedoch ein Teil derſelben mußte bei den Anſichten des Königs unbenutzt bleiben. Wie arm war Schleſien damals an Bergleuten! Ihre ganze Zahl betrug mit Einſchluß der Tagelöhner am Ende des Jahres 1770 nur 247 Mann, von denen die meiſten nie auf einem zweiten Werk angefahren waren und aller bergmänniſchen Kenntniſſe ermangelten [1]).

Nach dem Tode des Herrn v. Hagen, der im Februar 1770 erfolgt war, hatte der Graf Schulenburg-Kehnert die Leitung des Bergswerks- und Hüttendepartements übernommen. Unter ihm empfing auch die dritte Provinz, wo Bergbau getrieben wurde, Magdeburg-Halberſtadt-Mansfeld, eine Bergordnung im Jahre 1772. Aber wenn dieſe Quelle des Nationalreichtums ergiebig werden ſollte, ſo mußte durchaus ein Fachmann, der imſtande war, den Geſichtskreis des Königs in dieſer Hinſicht zu erweitern, an die Spitze des Departements treten. Das geſchah 1774, wo der Freiherr Waitz v. Eſchen die Leitung erhielt. Leider iſt ſeine Wirkſamkeit noch unbekannt. Er ſcheint Beſitzer des Blauwerks Haſſerode im Fürſtentum Halberſtadt geweſen zu ſein, und unter ihm kam ein anderes ſolches Werk, das, wie erwähnt, bereits 1769 entdeckt worden war, zu nutzbringender Thätigkeit. Im Jahre 1774 wurden zum erſtenmal in Querbach die Kobalterze geſchmolzen und daraus die blaue Farbe bereitet, deren ſich die Bleicher bedienen. Dieſe hatten ſich bisher aus Kurſachſen damit verſorgt, und da ſie es weiter thaten, erging am 1. Januar 1777 auf Bitte des Grafen Schaffgotſch ein Ver-

1) Steinbeck I, 293 ff. 301.

Digitized by Google

bot der sächsischen Farben. Doch verstanden es die schlesischen Kaufleute, die Waren heimlich hereinzubringen, und das Querbacher Farbenwerk kämpfte mühsam ums Dasein [1]).

Inzwischen war Waitz v. Eschen gestorben, im November 1776. Unter seiner Leitung mögen noch andere Bergwerke ins Leben getreten oder erweitert worden sein; aber von einem Aufschwunge kann man nicht sprechen. Dazu bedurfte es eines ganz anderen Mannes, welchen Friedrich aus Paris kommen ließ; das war der Freiherr v. Heinitz.

Geboren am 24. Mai 1725 zu Dröschkau im Kurfürstentume Sachsen, hatte der Freiherr Friedrich Anton v. Heinitz eine gründliche und umfassende Bildung teils durch Privatunterricht, teils in Schulpforta empfangen. Er studierte dann bei dem berühmten Borlach in Kösen Mechanik und Salzwerkshaushalt, in Dresden Mineralogie und in Freiberg, wo einer seiner nächsten Verwandten, ein Herr v. Oppel, Berghauptmann war, den Bergbau. Im Mai 1747 trat er in die Dienste des Herzogs von Braunschweig als Assessor bei der Kammer und dem Bergkollegium in Blankenburg. Er hatte bereits fachmännische Reisen nach Böhmen und in das sächsische Obergebirge gemacht; jetzt ward er nach Schweden geschickt, um sich dort besonders über das Maschinenwesen des Mechanikers Polhem zu unterrichten. Es geschah dies, weil die Grubenwasser dem Harzer Bergbau viel schadeten und Besorgnisse für die Folgezeit erregten. Heinitz richtete sein Augenmerk aber auch auf die Manufaktur-, Handels-, Finanz- und Polizeianstalten Schwedens und erstattete nach seiner Rückkehr, die im Jahre 1748 erfolgte, über den ihm gewordenen Auftrag einen so gründlichen Bericht, daß der junge Mann von vornehmer Herkunft und tüchtigen Kenntnissen sofort als Rat bei dem Kammerkollegium zu Braunschweig angestellt ward; 1753 stieg er zum Vizeberghauptmann auf. Er hatte

1) Pro Memoria das Etablissement der schles. Bergwerks- u. Hüttenproduktenhandlung und deren Einrichtung betreffend, vom 20. April 1787, von Reden an einen Kabinettsrat in Abschrift geschickt und wahrscheinlich von ihm verfaßt. (Geh. Staatsarchiv in Berlin.)

Digitized by Google

inzwiſchen auch die ungariſchen Bergwerke kennen gelernt. Zehn Jahre ſpäter berief ihn der Kurfürſt Friedrich Chriſtian von Sachſen als Geheimen Kammer- und Bergrat nach Dresden. Hier entwarf er 1765 den Plan zu einer in Freiberg zu errichtenden Bergakademie, welcher auch mit Hilfe des Herrn v. Oppel glücklich zur Ausführung gelangt iſt [1]).

Kurz nachher empfing Heinitz einen Auftrag ganz anderer Art. Die verwitwete Kurfürſtin Maria Antonia bemühte ſich, eine nähere Handelsverbindung mit Preußen herbeizuführen. Die talentvolle Frau, Karls VII. Tochter und Gemahlin des verſtorbenen Kurfürſten Friedrich Chriſtian, ſtand in Briefwechſel mit dem Könige von Preußen, welcher ſie hochſchätzte. „Unſer Hauptgrundſatz iſt Freiheit des Handels und Gegenſeitigkeit der Vorteile", ſchrieb ſie am 18. November 1765 an Friedrich den Großen und ſprach den Wunſch aus, daß er ein ſolches Syſtem annehmen möchte; dabei ſollten immerhin die Beſchränkungen ſtattfinden, welche das innere Bedürfnis eines jeden Staates erforderte. Der König verwahrte ſich dagegen, daß er den ſächſiſchen Handel geſtört hätte; er ſchob die ganze Schuld auf die Regierung in Dresden. Aus dem Briefwechſel der beiden erſieht man die Sachlage. Öſterreich hatte kaum den Frieden abgewartet, um ſich gegen das befremdete Sachſen, welches für den Wiener Hof ſo viel gelitten, ebenſo ſtreng wie gegen Schleſien abzuſperren. Infolge deſſen wendeten ſich die Leipziger Kaufleute, die übrigens völlige Handelsfreiheit wünſchten, an ihre Regierung und baten um Abhilfe. Da nun die Miniſter glaubten, die ſächſiſchen Fabriken würden zugrunde gehen, wenn man ihnen nicht wenigſtens den Markt im eigenen Lande vorbehielte, kam im Frühjahr 1765 eine dahingehende Verordnung heraus, welche nicht allein wider Öſterreich gerichtet war, ſondern auch Preußen traf und in Berlin Gegenmaßregeln hervorrief. Die ſächſiſchen Miniſter, urteilte Friedrich, hätten geglaubt, ungeſtraft ſchaden zu können,

1) Klaproth, Der Preußiſche u. Brandenb. Wirkliche Geheime Staatsrat, 465 ff.

Digitized by Google

und sich die Sache nicht recht überlegt, wie denn viel Unwissenheit und viel Dünkel oft bei einander angetroffen werden könnten. Als nun die Kurfürstin aber aufs neue bat und die Wörter Freiheit und Gegenseitigkeit auf ihre Fahne schrieb, entgegnete Friedrich: vollkommene Handelsfreiheit schade den Interessen der Staaten in vielen Beziehungen und bestehe nirgends, es sei nur möglich, durch Kommissarien über einzelne für beide Teile günstige Maßregeln sich zu verständigen, was immer gewisse Beschränkungen der Einfuhr voraussetze. Die verwitwete Kurfürstin ging auch hierauf ein, und in Halle fanden die Beratungen statt. Am 27. Februar 1766 reisten die sächsischen Kommissarien, zu denen Heinitz gehörte, dahin ab und trafen mit den königlichen Geheimen Finanzräten Ursinus und Rose zusammen. Jedoch ein eigentlicher Erfolg blieb aus; denn der am 18. Juni abgeschlossene Vertrag führte nur Erleichterungen des Handels auf den Messen beider Länder herbei. Dagegen in Braunschweig und Hannover gelangte Sachsen ans Ziel [1]).

So war Heinitz mit dem Staate Friedrichs des Großen zum erstenmal in amtliche Beziehungen getreten; aber noch lange blieb er im Dienste Kursachsens und war nicht nur im Bergwerkswesen thätig. Man übertrug ihm auch die Anlage neuer Kunststraßen, und er machte ferner im Forstwesen nützliche Einrichtungen. Allein eine Nervenschwäche, die ihn wiederholt befiel, zuerst in Pyrmont wich, aber nach einigen Jahren ihn mit verstärkter Gewalt niederwarf, zwang ihn, sich von den Geschäften gänzlich zurückzuziehen. Er besuchte nach seiner Herstellung im Jahre 1776 Frankreich und England und fand auf der Hinreise, wo er Berlin berührte, Gelegenheit, Friedrich dem Großen bekannt zu werden. Er veröffentlichte dann, während er zurückgezogen in Paris lebte, ein nationalökonomisches Buch in französischer Sprache; denn er war, wie bereits bemerkt worden ist, keineswegs einseitig gebildet. In

1) Oeuvres XXIV, 99 ff. Klaproth 469. Flathe, Gesch. des Kurstaates und Königreiches Sachsen, II, 548.

Digitized by Google

einem ſpäteren Bericht an Friedrich Wilhelm II. vom 10. Oktober 1786 ſchreibt er: „Wie ſehr Bergbau, Hütten und metalliſche Fabrikanſtalten den Reichtum eines Staates und die Nationalinduſtrie befördern und vermehren, in rauhen Gegenden Gewerbe, wo es daran fehlt, veranlaſſen, Geld in Umlauf bringen und zur mannigfaltigſten Kultur wüſter Ländereien Gelegenheit geben, davon bin ich ſeit 40 Jahren bei meinen Dienſtaufträgen in Schweden, Ungarn, am Harz und in Sachſen und bei meinem Aufenthalt in England, wo dergleichen Anſtalten ſeit 30 Jahren in einer noch größeren Vollkommenheit zuſtande gebracht werden, ein redender Augenzeuge, ſo wie ich dagegen bei meiner Zurückgezogenheit in Frankreich häufig zu bemerken Gelegenheit gehabt, wie nachteilig es für dieſe Monarchie iſt, daß ſie ſich im Bergbau und Hüttenbetriebe verſäumt und ihre vielen Bedürfniſſe aus dem Mineralreiche fremden Staaten abkaufen muß“ [1]).

Dieſen Mann berief Friedrich im Jahre 1777 in ſeinen Dienſt. Heinitz gab ſein ſtilles Privatleben auf und ward im September an die Spitze des Bergwerks- und Hüttendepartements geſtellt. Der Freiherr v. Stein, welcher ihm ſehr nahe geſtanden, nennt ihn in der von ihm ſelbſt entworfenen kurzen Darſtellung ſeines Lebensganges einen der vortrefflichſten Männer ſeines Zeitalters. „Tiefer religiöſer Sinn“, fährt er fort, „anhaltendes Streben ſein Inneres zu veredeln, Entfernung von jeder Selbſtſucht, Empfänglichkeit für alles Edle, Schöne, unerſchöpfliches Wohlwollen und Milde, fortdauerndes Bemühen tüchtige Männer anzuſtellen, ihren Verdienſten zu huldigen und junge Leute auszubilden — das waren die Hauptzüge dieſes vortrefflichen Charakters, und ſie brachten die ſegensreichſten Früchte in dem ſeiner Verwaltung anvertrauten Geſchäftskreiſe“ [2]).

Heinitz mußte ſich zuerſt mit den Verhältniſſen und Örtlichkeiten bekannt machen, aber er konnte letzteres nicht ſo bald

1) Geh. Staatsarchiv in Berlin.

2) Pertz, Leben Steins VI, Beilagen 151.

Digitized by Google

ausführen, wie er und der König es wünschten; denn der bayerische Erbfolgekrieg brach aus und hinderte die Reisen des Ministers. Kaum aber war der Friede zurückgekehrt, als auch an Heinitz der Befehl erging, Schlesien zu besuchen und dort insbesondere der Einführung der Steinkohlenfeuerung das Wort zu reden. Es war dies ein Ziel, welches Friedrich schon seit vielen Jahren verfolgte. „Die Provinz Glatz", fuhr der König in dem Schreiben vom 15. Juni 1779 fort, „ist ziemlich wichtig, sie hat Überfluß an Holz." Eben deshalb schlug er vor, man müßte Bergwerke daselbst errichten, etwa bei Habelschwert und gegen Landeck hin und am Ratschenberge bei Lewin, und Hämmer anlegen, wenn sich Kupfer, Eisenstein und Eisenerze dort fänden. Weiter trug Friedrich dem Minister auf, die Stahlfabriken und Eisenhämmer im Oppelnschen zu besichtigen und ebenso die Kobaltwerke bei Warmbrunn. Es fehlte hier noch an einigen Sorten; Heinitz sollte sehen, ob dieselben zu schaffen wären. In Schlesien wurden jährlich für ungefähr 70000 Thaler blaue Farben verbraucht; wenn die genannten Werke noch mehr hervorbrächten, so könnte, meinte Friedrich, der Überfluß nach den Marken geschickt und die Einfuhr von außen dadurch unnötig gemacht werden [1]).

Es hat vielleicht keinen Herrscher gegeben, der über sein Land besser unterrichtet gewesen wäre als Friedrich der Große; jedoch von den mineralischen Schätzen Schlesiens wußte dieser noch immer wenig, und es war gut, daß er den Minister dorthin sandte. Heinitz kam mit dem Freiherrn v. Reden, welcher das Jahr zuvor Oberbergrat geworden und in das Bergwerks- und Hüttendepartement eingetreten war, dem Bergrat Gerhard und dem Bergsekretär Rosenstiel. Besonders wichtig wurde der Aufenthalt in Tarnowitz. Hier war im 16. Jahrhundert ein sehr ergiebiger Bau auf Blei und Silber getrieben worden; aber er hatte sich seit 1598 etwas vermindert und war völlig gesunken, als die Vertreibung der evan-

1) Stadelmann, Preußens Könige in ihrer Thätigkeit für die Landeskultur, II, 498.

Digitized by Google

geliſchen Prediger und die Wegnahme der Kirchen, welche der unchriſtliche Sinn Ferdinands II. 1631 befahl, die evangeliſchen Gewerken und Bergleute bewog, die Stadt und Gegend zu verlaſſen, um bei der gereinigten Lehre bleiben zu können. Seit dieſer Zeit erreichte der Tarnowitzer Bergbau ſeine vorige Größe nie wieder, und er hörte 1754 gänzlich auf. Die Schrecken der Gegenreformation waren mit der Zeit aus dem Gedächtnis der Menſchen geſchwunden, und wenn man jetzt nach der Urſache des Verfalles forſchte, ſo hieß es, daß der Bergbau gar zu ſehr mit Laſten beſchwert wäre, da man den Zehnten an den Staat und außerdem noch die neunte Mulde [1]) ſowie drei Thaler ſchleſiſch von jeder Mark Silbers an den Standesherrn Grafen Henckel von Donnersmarck auf Neudeck zahlen müßte.

Der Beſuch, welchen der Miniſter der Provinz Schleſien abſtattete, war folgenreich. Die größte Wohlthat, die er dem erzreichen Lande gewährte, war die, daß er dem inzwiſchen nach Breslau verlegten Oberbergamt einen nicht allein adeligen, ſondern zugleich überaus tüchtigen Leiter gab, den Freiherrn von Reden, der ſich dem Bergfache ſchon in der Jugend gewidmet und ſeine Kenntniſſe durch Reiſen nach England und Frankreich, in Deutſchland und Polen vermehrt hatte.

Ferner kam zu den drei Bergdeputationen, die 1778 in Giehren, Waldenburg und Reichenſtein eingeſetzt worden waren, noch eine neue zu Tarnowitz; alle vier wurden dem Oberbergamt untergeordnet und erhielten ſpäter auf Redens Vorſchlag die Bezeichnung „Bergämter“.

Eine andere Folge der Reiſe des Miniſters war die, daß wahrſcheinlich in ſeinem Auftrage Reden weiter dem Tarnowitzer Bergwerke ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte und in Berlin einen Bericht machte, welcher am 4. Januar 1780 fertig wurde; darin entwickelte der eifrige Beamte ſeine Pläne für

1) Eine Mulde wog 24 Zentner nach Abt, Geſchichte des Blei- und Silberbergbaues in Tarnowitz und Beuthen, Manuſkript der Breslauer Stadtbibliothek, S. 208. 215.

Digitized by Google

die Wiederaufnahme des Bergbaues und führte die Gründe an, die ein Gelingen wahrscheinlich machten, wenn man sich dazu entschlösse. Der Bericht blieb zunächst allerdings ohne Folgen, aber nach einigen Jahren hat er reiche Frucht getragen [1]).

Endlich überzeugte sich Heinitz ohne Zweifel bei dieser Gelegenheit von dem großen Umfange der schlesischen Eisenfabrikation. Dieses Metall erfreute sich keines guten Rufes. Friedrich hatte deshalb einen besonderen Weg eingeschlagen, um die Fabrikate der königlichen Hütten an die Unterthanen abzusetzen, sie solchergestalt mit denselben nach und nach bekannt zu machen, ihnen ihre vielfältigen Vorurteile dagegen zu benehmen und der Hauptbergwerks- und Hüttenkasse dadurch etwas aufzuhelfen [2]).

In dem amtlichen Schriftstücke vom 6. November 1781, worin wir dieser Angabe begegnen, werden später jene Mittel als „Zwangsmittel zum Debit mit den deshalb angelegten Distributionen" bezeichnet. Was haben wir uns nun hierunter zu denken? Ein anderes amtliches Schriftstück vom 20. April 1787, welches wahrscheinlich von Reden herrührt, betitelt: „Pro Memoria, das Etablissement der schlesischen Bergwerks- und Hüttenproduktenhandlung und deren Einrichtung betreffend", giebt uns folgende Auskunft darüber.

Die Schlesier hegten ein Vorurteil gegen das inländische Kupfer, gegen schwarzes und weißes Blech und bezogen das eine wie das andere vom Auslande wie in den österreichischen Zeiten. Nun hatte der König nach dem Siebenjährigen Kriege das wichtige Rothenburger Kupferbergwerk in der Grafschaft Mansfeld für Rechnung des Staates übernommen, um die Arbeiter nicht brotlos werden zu lassen und den allgemeinen Nahrungsstand zu erhalten. Blechhämmer waren ferner in der Neumark und am Harz errichtet worden, und da man die

1) Hugo Koch, Denkschrift zur Feier des 100jährigen Bestehens der Friedensgrube bei Tarnowitz, S. 28.

2) Sering, Gesch. der preußisch-deutschen Eisenzölle in Schmollers staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen, III, 4, 266.

Digitized by Google

Überzeugung gewann, daß man des fremden Kupfers und Bleches nicht bedürfte, ſo war die Einfuhr am 24. Januar 1768 und wiederum am 5. Januar und 26. April 1769 verboten worden.

Um dieſer Beſchränkung zu entgehen, verpflichtete ſich die Provinz, eine beſtimmte Menge von dieſen Metallen jährlich abzunehmen, und die Breslauer Kaufmannſchaft mußte ſich dem Verſchleiß unterziehen; aber mehr that ſie auch nicht. Was die Provinz weiter brauchte, ward aus Ungarn und Sachſen eingeführt. Ein ſolches Verfahren konnte dem Wachſen und Gedeihen der einheimiſchen Werke nur hinderlich ſein. Die Fabrik in Slawentzitz durfte kein Blech im Breslauer Kammerbezirk verkaufen, ſondern mußte ſich auswärts Abſatz verſchaffen.

Wie aber konnte man dagegen ankämpfen? Heinitz hielt es für gut, einen neuen Weg einzuſchlagen. Er hatte geſehen, wie Oberſchleſien mit Eiſenerz und dem zur Verarbeitung notwendigen Holze reichlich verſehen war, und die Überzeugung gewonnen, daß es möglich ſein würde, die Provinzen diesſeits der Elbe mit Eiſen und Blech zu verſorgen. Da wurde denn 1780 die Einfuhr des ſchwediſchen Eiſens verboten; auf der andern Seite ließ man jene Zwangsmittel fallen, dagegen ſchloß man Lieferungsverträge mit den oberſchleſiſchen Hüttenbeſitzern, mit Blankenburg und Wernigerode, legte verſchiedene Magazine in den Provinzen an und errichtete zur Bearbeitung der bei dieſem erweiterten Handel vorkommenden Geſchäfte ein beſonderes Haupt-Eiſen-Comptoir in Berlin. Die Breslauer Kammer gab die Verwaltung der oberſchleſiſchen königlichen Hütten und den Handel mit Eiſen an das Oberbergamt ab, welches dann bemüht war, nicht allein die Fabrikation zu vermehren, ſondern auch die Güte dieſer Produkte zu erhöhen.

Wir ſehen, welche bedeutenden Folgen ſich an die Reiſe des Miniſters geknüpft haben. Er ſetzte dieſe Beſuche dann in anderer Richtung fort. Im Jahre 1780 ging er nach Oſtfriesland, Weſtfalen und der Grafſchaft Mansfeld, von einem

Digitized by Google

jungen Manne begleitet, welchen er für den preußischen Dienst gewonnen hatte, dem nachmals hochberühmten Freiherrn v. Stein. Mit dessen Eltern befreundet, leitete der Minister liebevoll seine Studien und nahm ihn auch im folgenden Jahre nach Ost- und Westpreußen mit [1]). Welche besonderen Maßregeln er auf diesen beiden Reisen getroffen hat, ist uns unbekannt; aber ohne augenblicklichen Nutzen sind sie nicht verlaufen. In Preußen z. B. gab er guten Rat, wie man den Bernstein, der übrigens ebenso wie die Glashütten nicht zu seinem Departement gehörte, besser gewinnen könnte. In Ostfriesland, welches sehr reichlich mit Torf versehen war und trotzdem seinen Bedarf nicht decken konnte, sondern noch für 50000 Thaler vom Auslande kaufen mußte, schlug Heinitz den Ständen vor: sie sollten 30000 Thaler daran wenden, die alten Kanäle erweitern, neue bauen, Schleußen und Wasserbehälter einrichten; und das wurde dann in einigen Jahren glücklich ins Werk gesetzt [2]).

Nachdem Heinitz die Bergwerke des preußischen Staates gründlich kennen gelernt hatte, ging er daran, einen umfassenden Plan über das, was nun zu thun wäre, sorgfältig auszuarbeiten. Zuvor aber wurden die Vorsteher der Oberbergämter, Freiherr v. Veltheim in Rothenburg und Reden in Breslau, ferner die Mitglieder des Berg- und Hüttendepartements, Oberbergrat Waitz v. Eschen, welcher das Bergamt der Grafschaft Mark in Wetter leitete, und der Geheime Bergrat Gerhard, aufgefordert, Vorschläge zu machen. In dem Schreiben vom 15. Oktober 1781, welches Heinitz aufgesetzt hatte, bezeichnete Friedrich den Bergbau als den dritten Hauptzweig eines jeden Staatshaushaltes und führte die Grundsätze dann auf, welche zu befolgen wären, wenn man den größten Nutzen aus dem Mineralreiche ziehen wollte. Man müßte, schrieb er, die Bergprodukte mit den geringsten Kosten

1) Stein bei Pertz VI, Beilagen 157.

2) Mémoire sur les produits du règne minéral de la monarchie prussienne. Berlin 1786.

Digitized by Google

und in der besten Güte mit beständigem Nachhalt zu gewinnen suchen, ohne den anderen Zweigen der Staatswirtschaft einen Schaden zuzufügen, und dabei zuerst auf die unentbehrlichsten und die besonders in Kriegszeiten notwendigen Erzeugnisse sein Augenmerk richten. Man müsse ferner den inländischen Gebrauch dieser Produkte allgemein machen, um der ausländischen wo möglich zu entbehren. Man müsse drittens das rohe Material weiter verarbeiten und verfeinern und den Unterthanen auch in diesem Zweige der Nationalindustrie Anweisung geben. Endlich müsse man die noch übrig bleibenden unentbehrlichen ausländischen Produkte dem Volk in der besten Güte zu verschaffen suchen.

Es kam nun darauf an, daß diejenigen Punkte genau bestimmt würden, welche nach und nach in jeder Provinz hauptsächlich bearbeitet werden müßten, damit alsdann ein allgemeiner Plan entworfen werden könnte. Friedrich hoffte, daß die Einnahmen der Hauptbergwerks- und Hüttenkasse sich dadurch würden vermehren lassen; aber er wollte doch auch zufrieden sein, wenn die Vorschläge nur dazu dienten, den Nahrungsstand der Unterthanen zu verbessern, den Umlauf des Geldes in den Provinzen zu vermehren und Handel und Wandel blühender zu machen.

Unter dem 6. November ward auch der Bergrat Wehling, der Leiter des Haupt-Eisen-Comptoirs, aufgefordert, Vorschläge zu machen, wie der Handel mit diesem Metall zur möglichsten Vollkommenheit in der Weise gebracht werden könnte, daß er sowohl mit dem übrigen Staatshaushalte stets verbunden bliebe als auch mit dem neu vom Berg- und Hüttendepartement zu entwerfenden allgemeinen Plane genau zusammenpaßte.

Die Antworten der Aufgeforderten besitzen wir nicht; nur über Reden erfahren wir etwas, nämlich daß er die Befürchtung aussprach, es könnte die Bildung der von ihm vorgeschlagenen privilegierten Gewerkschaft scheitern und so die letzte Hoffnung zur Wiederbelebung des schlesischen jetzt eingeschlummerten Bergbaues verschwinden. „Doch unter Fried-

Digitized by Google

richs Regierung und Heinitzens Führung kann eine solche Besorgnis nicht stattfinden", äußerte Reden weiter; „sie würde die unverzeihlichste Mutlosigkeit verraten, eine Empfindung, deren, wie ich mir schmeichle, kein Bergmann fähig ist, noch weniger aber derjenige, welcher diesen Plan zur weiteren Ausbreitung seines Wirkungskreises darlegt, und am allerwenigsten in einem Augenblicke, wo durch den Befehl vom 15. Oktober alle Kräfte unseres Geistes aufgeboten sind, um Aussichten auf die Zukunft ausfindig zu machen, und uns zugleich die angenehmsten Folgen hiervon vorgestellt werden."

Gern vernehmen wir die schönen Worte, die der treffliche Leiter des schlesischen Oberbergamtes bei dieser Gelegenheit schrieb. Wir ersehen daraus, daß er keineswegs mit voller Zuversicht vorwärts blickt. Ob es ihm gelingen werde, eine Privatgesellschaft für die Wiederaufnahme des Bergbaues — er meint wahrscheinlich in Tarnowitz — ins Leben zu rufen, das ist ihm zweifelhaft, aber er verliert keineswegs den Mut, und mit Begeisterung stellt er die eifrigste Mitwirkung in Aussicht.

Nicht lange, so hatte der Minister seinen allgemeinen Plan fertig, worin er die Verbesserung alter und die Errichtung neuer Bergwerks- und Hüttenanlagen vorschlug. Leider ist dieses Aktenstück noch verborgen; ich fragte vergebens im Berliner Geheimen Staatsarchive danach. Wir haben nur wenige Mitteilungen daraus, die uns aber doch sehr erwünscht sind. Es sollten z. B. in Oberschlesien für 12474 Thaler ein Frischfeuer, ein schwarzer Blechhammer und eine Kanonengießerei, in Halberstadt und Thale weiße Blechhämmer für 4408 Thaler angelegt und in Sorge der Stollen nach Eisenstein tiefer getrieben werden. Heinitz wollte dadurch Pommern und die beiden Preußen mit Eisen versorgen. Er berechnete, daß auf diese Weise 69000 Thaler jährlich dem Lande würden erhalten bleiben; er erwähnte ferner die 187942 Thaler, welche man bereits ersparte, jedenfalls durch Beschränkung der fremden Einfuhr und die Verbesserung der inländischen Produktion. Und so kämen, stellte der Minister weiter vor, durch

Digitized by Google

die diesseits der Weser befindlichen Eisenhütten nunmehr mindestens 256 942 Thaler, die ehemals nach Schweden gegangen wären, den Provinzen des preußischen Staates zugute. Ebenso sollten die inländischen Fabriken schneidendes Eisenwerkzeug und solche Waren verfertigen, wie aus Steiermark nach Schlesien gebracht würden.

Da der amerikanische Krieg einem großen Teile der Bergischen Fabrikanten die Beschäftigung genommen hatte, schlug Heinitz vor, 50 solcher Arbeiter von dort ins Land zu ziehen, was eine Summe von 6000 Thalern erfordern würde. Außerdem ward an einer anderen Stelle die Ansetzung von 434 fremden Familien erwähnt, deren Häupter teils als Beamte, teils als Berg- und Hüttenleute Verwendung finden sollten.

Auch auf die Verbesserung der Wege war in dem Plane Bedacht genommen und die Summe von 3600 Thalern verlangt worden, damit die Steinkohlen manchen Fabriken besser zugeführt werden könnten. Im ganzen forderte der Minister 267 500 Thaler zur Ausführung seines Planes; wie er berechnete, würde man gar bald eine halbe Million, die jährlich auf Erzeugnisse des Berg- und Hüttenwesens ausgegeben worden wäre, dem Lande ersparen, und das angewandte Geld würde sich binnen 5 Jahren zu 4 % verzinsen.

Der König fand alle Vorschläge des Ministers gut, aber er wollte die erforderlichen Kosten nicht aus der Bank nehmen, sondern sie lieber selbst hergeben, sobald er, wie er sagte, die Arme etwas freier hätte; deshalb müßte der Minister ihm noch ein Jahr oder etwas mehr Zeit lassen.

Heinitz war doch über Friedrichs Entscheidung betreten, und er wagte dem Könige zu erwidern: er habe es sich zur heiligsten Pflicht gemacht, in seinem Fache keinen Plan vorzulegen, welchen er nicht glaube pünktlich ausführen zu können; er sei aber besorgt, es möchte dem Könige weniger an Geld als an Vertrauen zu dessen sicherer Anwendung fehlen. Friedrich blieb zwar bei seiner Entscheidung, aber er forderte den Minister in dem Schreiben vom 3. Januar 1782 auf, ihn

Digitized by Google

dann und wann zu erinnern, sogar schon im kommenden Frühjahr [1]).

Einige Wochen später zeigte der König dem Minister noch größeres Vertrauen, als ihm eine sehr unangenehme Geschichte das Leben verbitterte. „Die Seehandlung", schrieb er am 21. Januar 1782 an den Herzog von Braunschweig, „stand im Begriff Bankrott zu machen. Ich habe mich noch zu rechter Zeit vor den Riß gestellt. Ich bringe alles in Ordnung, aber die Sache kostet mich 1 600 000 Thaler. Das kommt mir ungelegen; jedoch ich hoffe, wenn ich noch zwei Jahre lebe, mit Sparsamkeit alles in Ordnung zu bringen und die Schulden zu bezahlen. Der Schurke — der Minister v. Görne — ist verhaftet, und ich muß jetzt einen finden, welchen ich mit Sicherheit an die Spitze dieser wichtigen Handlung setzen kann [2])."

Die Wahl des Königs fiel auf Heinitz, welchem er das fünfte Departement des Generaldirektoriums übergab. Dasselbe umfaßte die Handels-, Manufaktur- und Fabrikensachen und brachte damals viel Arbeit; denn der Minister mußte zuerst hier Ordnung schaffen, Etats anlegen und das Kassenwesen regeln. Er ging alsdann auf die Frankfurter Messe, studierte den Verkehr dort und reichte nach seiner Rückkunft dem Könige die Bilanz ein. Friedrich, welcher an eine glänzendere Aufstellung gewöhnt war, befahl dem Minister, die seinige zu rechtfertigen. Offenbar war das Verhältnis der Ausfuhr zur Einfuhr nicht so günstig wie früher gewesen. Heinitz gehorchte. Dann mußte der Kammerdirektor eine Bilanz machen; er that es natürlich nach der alten Art und erwarb sich die Zufriedenheit des Königs. „Ich begnügte mich", schreibt Heinitz, „die Wahrheit gesehen und gesagt zu haben."

Am Ende des Jahres dankte Friedrich dem Minister sehr

1) Sering a. a. O. S. 265—269. Ein überaus dankenswerter Anhang, welchen wir nur ausführlicher gewünscht hätten.

2) Ranke, 31/32 S. 461.

Digitized by Google

höflich für ſeine Verwaltung, aber er redete nicht mehr vom 5. Departement, ſondern nur von dem der Bergwerke und Hütten und verſprach die Summe, die Heinitz für die Verbeſſerung derſelben verlangt hatte, zu Trinitatis zu zahlen. Der Miniſter glaubte, daß Friedrich den Einflüſterungen und Wünſchen eines Amtsgenoſſen folgend einem Inländer dieſe Stelle gegeben hätte. Jedoch als letzterer, ein Herr v. Bismarck, am 7. Februar 1783 ſtarb, wendete ſich der König abermals an Heinitz und übertrug ihm außer dem fünften Departement noch die Zoll- und Akziſeſachen. Nun hatte der Miniſter im vorigen Jahre nach den Urſachen geforſcht, welche den Rückgang in Frankfurt herbeigeführt haben könnten, und war dabei auf die, wie er ſagte, einengende Verwaltung der Regie geſtoßen. Da waren 71 Akziſebeamte drei Wochen lang damit beſchäftigt geweſen, 54 Regiſter anzufertigen und die Richtigkeit von mehr als 34000 Zetteln über gemachte Verkäufe zu beſcheinigen. Wie leicht, meinte der Miniſter, konnte durch einen ſolchen Unterbeamten ein Kaufmann die Kunden eines andern erfahren und davon Nutzen ziehen? Jetzt alſo trat er dem Zoll- und Akziſeweſen noch näher und machte ſeine Erfahrungen. Der Leiter der Regie, de Launay, ſchien ihm nicht ſowohl das Beſte des Staates zu Herzen zu nehmen, als für die Vermehrung der Einkünfte zu ſorgen.

Im Juni, wo die Miniſter zum Könige zu kommen pflegten und über die Angelegenheiten ihres Departements mit ihm ſprachen, machte Heinitz mehrere Verbeſſerungsvorſchläge. Z. B. riet er, anſtatt die ſpaniſche Wolle zu kaufen, ſolle man lieber Schafe von dort kommen laſſen, um die einheimiſche Wolle zu verfeinern; man werde dann die 55655 Thaler, welche man jährlich nach jenem Lande ſchicken müſſe, behalten können.

Dem Miniſter fiel es auf, daß der König von dem 4. Departement der Zoll- und Akziſeſachen gar nicht mit ihm geſprochen hatte. Er ſetzte ſich alſo nach ſeiner Rückkehr hin und verfaßte einen Bericht gegen die Regie, welche dem Könige falſche Angaben gemacht hätte. Er verglich die Höhe der Steuern und Zölle während der Jahre 1765/66 und 1780/81,

Digitized by Google

wobei er nicht vergaß diejenigen Einnahmen hier abzuziehen, welche dort noch nicht vorhanden gewesen. Nach seiner Aufstellung waren 1765/66 in die Kassen des Königs 4 525 456 Thaler geflossen und 1780/81 nur 4 312 582 Thaler, also 212 874 Thaler weniger. Er behauptete sogar, daß der Ausfall im nächsten Jahre noch stärker sein würde. Nicht wenig ärgerte ihn auch, daß Friedrich das Gehalt von mehreren unteren Zoll- und Akzisebeamten, sogar von Kalkulatoren, mit dem seichten Bemerken gestrichen: Newton habe nur einen einzigen gehabt. „Ich wage diese Vergleichung", schrieb er am 17. Juni 1783 an den König, „Ew. Majestät zu übersenden. Sie beweist, daß die gegenwärtige Regie kostspieliger ist und daß die deutschen Finanzmänner sparsamer sind. Die oberen Beamten haben gerade so, wie in Frankreich, Sorge getragen, sich vollauf bezahlt zu machen, während die Unterbeamten, welche doch die eigentlichen Triebräder sind, um die ganze sehr zusammengesetzte Maschine in Gang zu bringen, zu wenig bekommen. Nach meiner Ansicht ließen sich hier beträchtliche Ersparnisse machen, und Ew. Majestät kann mehr Einnahmen haben, wenn Sie nicht vorziehen bei verschiedenen Artikeln die Zölle zu ermäßigen, weil sie den Handel und die Industrie Ihrer Unterthanen beschweren."

Die Zusendung konnte dem Könige nur mißfallen; aber er wurde diesmal nicht so ausfällig, wie vor 17 Jahren gegen Blumenthal und Hagen; er schickte nur den Bericht mit dem Bemerken zurück, daß derselbe nicht verständlich wäre, und als Heinitz ihn nach Änderung einiger Ausdrücke von neuem eingereicht hatte, da antwortete Friedrich: er brauche das Gutachten des Departements nicht und könne dasselbe missen.

Dennoch behielt Heinitz die Leitung der Handels- und Manufakturſachen, und er erstattete wieder am 8. Dezember einen Bericht über dieses Departement. Eine Tabelle gab über die damalige Höhe der Aus- und Einfuhr und des Durchgangshandels der verschiedenen Provinzen Nachricht. In der Mark Brandenburg allein war danach die Einfuhr größer als die Ausfuhr. In den Erläuterungen, die Heinitz dazu gab,

Digitized by Google

nennt er die Krefelder Seidenfabrik, die ohne Zweifel beſteingerichtete in Europa. Wiederum empfahl er, ſpaniſche Böcke kommen zu laſſen. Für Oſtpreußen verlangt er: dieſe Provinz müſſe nicht durch eine ſtrenge Zollregie eingeengt werden, ſondern alle Freiheit im Handel haben, damit ihn die Städte der Nachbarländer nicht an ſich ziehen. Das Gleiche fordert er für den Tranſithandel Weſtpreußens, welcher ſich beſonders in Elbing feſtgeſetzt habe und über eine Million betrage, und ebenſo der Neumark und Pommerns, welches über 400 000 Thaler mehr aus- denn einführe.

Schleſien verkaufte damals nach der Angabe des Miniſters für 3 415 000 Thaler Leinenwaren, für 1 234 000 Thaler Wollenwaren in andere Provinzen und Länder, und die Ausfuhr überſtieg die Einfuhr um 1 700 000 Thaler. „In der Folge“, berichtete der Miniſter weiter, „wird es mehr Gegenſtände aus dem Mineralreiche verſenden können. Das Gedeihen dieſer Provinz iſt offenkundig und wird niemals Schaden erleiden, wenn man gewiſſe Artikel mit Ausnahme von Baumwolle, Wolle und Seide ungehindert einläßt, und da es einen Durchfuhrhandel von mehr als 1 200 000 Thalern hat, muß aller Zwang ſchaden und jeder Verkehr mit den Nachbarn begünſtigt werden.“

Wir ſehen, wie ſehr Heinitz hier in ſeinen Anſichten von denen Friedrichs abweicht; dennoch wird ihm das 5. Departement nur auf ſein wiederholtes Geſuch am Ende des Jahres 1783 abgenommen. Die Grundſätze, die ihm in dieſen Angelegenheiten zur Richtſchnur dienten, waren folgende: er hat kein Verbot vorgeſchlagen und ſich bemüht, den Verkehr mit den Nachbarn zu erneuern, um von ihrer Induſtrie Nutzen zu ziehen und einen gegenſeitigen Austauſch der Bodenerzeugniſſe und Fabrikate herbeizuführen [1]).

Von den Geſchäften des 5. Departements befreit, konnte ſich der Miniſter wieder ganz dem Berg- und Hüttenweſen

1) **Mémoire sur ma gestion du 4. et 5. département. Berlin 1788. Decker et fils.**

Digitized by Google

widmen, dessen Angelegenheiten immer günstiger sich gestalteten. Nach dem Berichte, welchen Heinitz am 4. Januar 1783 dem König erstattet hatte, waren das Jahr zuvor an schlesischem Eisen für 81690 Thaler 17 Groschen 4 Pfennig und an Harzer für 31396 Thaler 14 Groschen 10 Pfennig, mithin im ganzen für 113087 Thaler 8 Groschen 2 Pfennig verkauft worden. Die königlichen Hütten- und Blechwerke der Marken, Pommerns und des Harzes hatten an Gußwaren, Munition, Kanonen, geschmiedetem Eisen und weißen und schwarzen Blechen für 177559 Thaler 20 Groschen 10 Pfennig abgesetzt. Das machte zusammen 290647 Thaler 5 Groschen aus. Dabei gab es noch auf sämtlichen Werken und in den Magazinen für 261779 Thaler 20 Groschen 4 Pfennig Vorräte und Bestände. Nach diesen Angaben fuhr der Minister in seinem Berichte fort: „Das Publikum hat freie Wahl sich schlesisches, Harzer oder sogenanntes Landeisen in den Magazinen zu nehmen; letzteres ist sogar zum Kennzeichen seiner etwas niederen Güte wohlfeiler im Preise. Gleichwohl sind bloß an geschmiedetem Landeisen 12959 Zentner 21 Pfund für 60038 Thaler 2 Groschen verkauft, und es ist auch ein Anfang zum Absatz nach Polen damit gemacht worden, welches zum Beweise dient, daß man mit der Güte dieses Eisens zufrieden ist und daß die getroffenen Anstalten zu dessen Verbesserung günstigen Fortgang haben."

Indem nun große Geldsummen nicht mehr wie früher für Metallwaren ins Ausland gingen, sprach Heinitz die zuversichtliche Hoffnung aus, daß der König nach erfolgtem Frieden den Plan vom Dezember 1781 genehmigen und ihm dadurch die Möglichkeit gewähren würde, auch noch die Summe von 386364 Thalern, die für Blei, Glätte, Zinn, Kupfer, Eisen, Torf, Salpeter, Schwefel und Vitriol jährlich außer Landes ginge, zu behalten und Tausende von Menschen zu beschäftigen.

Endlich meldet Heinitz über den Steinkohlenbergbau in Schlesien: „Derselbe breitet sich immer weiter aus und wird in den hiesigen Provinzen den Porzellan-, Glas-, Messing- und andern Feuerfabriken so wie dem Alaunwerke, den Kalk-

Digitized by Google

brennereien und ſelbſt der Stubenfeuerung bei immer teurer werdendem Holze ſehr zuſtatten kommen."

Mit dieſem Berichte war der König außerordentlich zufrieden. „Das iſt ſehr gut", ſchrieb er darunter, und obwohl die europäiſchen Angelegenheiten noch keineswegs einen dauernden Frieden verſprachen, wies er im Juni 1783 doch 260000 Thaler zur Verbeſſerung der Bergwerke und Hütten an. Außerdem verhieß er ſeinen Unterthanen beſondere Privilegien, wenn ſie ihre Gelder in dieſem Zweige der Nationalinduſtrie anlegen wollten [1]).

Heinitz mußte nun an die Ausführung gehen, und er that dies mit Eifer und Vergnügen. Das Rothenburger Kupferbergwerk in der Grafſchaft Mansfeld, welches Friedrich nach dem Hubertsburger Frieden in königliche Verwaltung genommen [2]), war ergiebig. Um nun die Benutzung dieſer Minen zu verewigen oder wenigſtens zu verlängern, beſchloß Heinitz den Stollen vermittelſt einer Dampfmaſchine tiefer zu treiben. In Rothenburg eine ſolche bauen zu laſſen, wenn auch zu einem anderen Zwecke, war er ſchon vor drei Jahren vom König aufgefordert worden; denn dieſer verfolgte mit aufmerkſamen Blicken das Maſchinenweſen und machte ſeine Unterthanen gern mit dergleichen nützlichen Erfindungen bekannt. Als nun in den ſiebziger Jahren in England die Wattſchen Dampfmaſchinen Aufſehen erregten und auch bei dem Bergbau daſelbſt Eingang fanden, ſchickte Friedrich den Oberbergrat Waitz v. Eſchen und den Bauinſpektor Bückling dorthin, um ſich darüber zu unterrichten. Aber nicht er ließ die erſte Dampfmaſchine bauen, ſondern dies that der Geheime Rat Gansauge bei ſeinem Steinkohlenbergwerk in Altenweddingen, einem Dorfe des Regierungsbezirkes Magdeburg, um die Waſſer aus der Grube heben zu laſſen. Letzteres geſchah mit dem beſten Erfolge; nur zeigte ſich die Maſchine nicht dauerhaft

1) Sering a. a. O. 270 und 271. Mém. sur ma gestion p. 3.

2) Nach der Zeitſchrift für das Berg-, Hütten- und Salinenweſen in dem preußiſchen Staate, XVII, 291 geſchah es im Jahre 1768.

Digitized by Google

genug. Nach Gansauges Tode wurde der König von der Angelegenheit unterrichtet, als er im Mai 1780 zu Körbelitz in Sachsen die herkömmliche Jahresmusterung abhielt. Er erkannte sogleich den großen Vorteil solcher Maschinen und befahl deshalb dem Minister des Bergwerks- und Hüttendepartements, nachzusehen, wie jener Fehler verbessert werden könnte. Heinitz schlug den Oberbergrat Waitz v. Eschen und den Bauinspektor Bückling, die beide in England gewesen wären, für diesen Zweck vor. Friedrich erklärte sich damit einverstanden und trug dem Minister noch außerdem auf, solche Feuermaschinen bei allen Werken anzuwenden, wo es mit Nutzen geschehen könnte, wenn Wasser aus den Gruben geschafft werden sollte.

Der König hatte bei dieser Gelegenheit Rothenburg namentlich erwähnt, und so wird wohl Heinitz in seinem allgemeinen Plan eine Dampfmaschine in Aussicht genommen haben. Wenigstens ließ er im Jahre 1785 eine bauen, um den Stollen tiefer in die Erde zu treiben [1]).

Ferner gestattete die Geldbewilligung des Königs nun den Versuch, ob sich das Bleibergwerk in Tarnowitz wieder aufnehmen ließe, zumal da bereits im Anfange des Jahres 1782 ein Vergleich mit der Standesherrschaft Beuthen geschlossen worden war. Danach begnügte sich der Graf Henckel v. Donnersmarck mit dem halben Zehnten und bewilligte noch eine Anzahl Freijahre [2]). Nun wurden 9768 Thaler für bergmännische Untersuchungen vom 1. Oktober 1783 bis Ende Mai

1) Monatsschrift für deutsche Beamte, herausgegeben von Boose, 8. Jahrgang S. 182. 183. In der großen Denkschrift vom Jahre 1786 berichtet Heinitz, er habe bauen lassen pompes à feu, par le secours de cette machine bringe man 25 Lachter tiefer als bisher. Am 20. Aug. 1890 ist ein Denkmal vom Verein der Ingenieure eingeweiht worden auf dem verlassenen König-Friedrich-Schacht bei Hettstädt im Mansfelder Revier zur Erinnerung an die Dampfmaschine, die am 23. Aug. 1785 dort in Gang gesetzt wurde, gefertigt aus deutschem Material von deutschen Arbeitern.

2) Koch S. 29.

Digitized by Google

1785 ausgeworfen. Im September 1783 kam Heinitz nach Breslau und reiſte dann mit Reden nach Oberſchleſien. Man beſchloß, nicht bei Beuthen die Unterſuchung anzufangen, obgleich dort der älteſte Bergbau geweſen zu ſein ſchien; denn die Urkunden, die über den Zuſtand des früheren Bergbaues hätten Auskunft geben können, waren bei einem Brande vernichtet worden, und man wußte nur von minderem Reichtum und von größeren Waſſerzuflüſſen als bei Tarnowitz. Eben deshalb wollte man lieber hier beginnen, zuvörderſt in den alten Bauen einige Schächte abteufen und in anſcheinend friſchem Felde Bohrverſuche anſtellen. Die Tarnowitzer Bergdeputation ſollte dieſe Arbeiten leiten, die im Oktober ihren Anfang nahmen; vorläufig waren hierzu 6 Steiger, 8 Zimmerlinge, 4 Bohrhäuer und 24 andere Häuer aus der Grafſchaft Mansfeld angeworben worden [1]).

Viele Monate vergingen, ohne daß man etwas erreichte, da ſtieg endlich am 16. Juli 1784 der Stern der Verheißung glanzvoll am Himmelszelt auf. In dem Rudolfinenſchachte ward in 8¾ Lachter Tiefe ſchönes Bleierz gefunden, und am 18. wiederholte ſich das neue Glück in einem anderen Schachte in 6 Lachter Tiefe [2]). Mit großem Vergnügen teilte Reden dem Oberbergamte die angenehme Nachricht mit. Freude verbreitete ſich auch in der alten Bergſtadt Tarnowitz, und man beſchloß in einem beſonderen Gottesdienſte frohe Dankgebete zum Throne des Höchſten hinaufzuſenden. Die fromme Feier wiederholte ſich dann jährlich am 16. Juli und ward ausdrücklich am 29. Mai 1786 vom Könige gutgeheißen [3]).

Aber nicht lange, ſo zogen ſchwarze Wolken über den eben

---

1) Kurzer Abriß der Geſch. des Blei- und Silberbergwerks bei Tarnowitz ſeit deſſen Wiederaufnahme im Jahre 1783 bis auf das Jahr 1811. Manuſkript der Breslauer Stadtbibliothek. Es iſt eine amtliche Arbeit von einem Herrn v. Klaß.

2) Nach Abt hatte 1 Lachter 3¾ Ellen. Die Namen Rudolfinen- und Anton-Schacht hatte Heinitz vielleicht nach ſeinem und ſeiner Gemahlin Vornamen gegeben.

3) Koch S. 32.

Digitized by Google

aufgegangenen Stern. Die Wasserzuflüsse kamen gewaltig heran und drohten die neuen Schächte zu ertränken. Da baute man zuerst eine Maschine, die, weil sie von Pferden in Bewegung gesetzt wurde, Roßkunst hieß, und nachher noch zwei andere, welche zusammen von 84 Pferden Tag und Nacht in Umgang erhalten wurden, um die feindlichen Wasser herauszuschaffen. Aber die Unterhaltung der Göpel, die sich außerdem noch unzureichend erwiesen, kam sehr hoch zu stehen; deshalb beschloß man, eine Dampf- oder, wie man damals sagte, Feuermaschine bauen zu lassen. So meldet Heinitz in einer umfangreichen Denkschrift, die er Ende des Jahres 1785 an den König gerichtet und nachher veröffentlicht hat [1]). Sie ist französisch geschrieben und giebt einen Überblick über den Bergwerks- und Hüttenbetrieb in allen Provinzen des preußischen Staates. Im Druck umfaßt sie 36 Quartseiten. Die vom Bergrat Rosenstiel besorgte deutsche Ausgabe ist eine erweiterte Übersetzung der Denkschrift [2]).

Mit Genugthuung konnte Heinitz auf seine Leistungen zurückblicken. Es fehlte, wie er selbst einmal später berichtet hat, als er Minister ward, an sachkundigen Arbeitern, Aufsehern und Direktoren; er mußte sie aus der Fremde nach und nach hereinziehen und durch sie Inländer in diesem vorher unbekannten Nationalgewerbe unterrichten. Jetzt war er soweit gekommen. In Westfalen stand der Freiherr v. Stein den Bergämtern vor. „Er wird mit seinen sachkundigen Unterbeamten", meldete Heinitz in der Denkschrift, „die Anordnungen, welche getroffen worden sind, mit Erfolg durchführen." In Rothenburg hatte der Freiherr v. Veltheim die Leitung des Oberbergamtes; er war der erste Inländer, welcher sich diesem Fache gewidmet, und hatte die notwendigen Kenntnisse sich in Sachsen und im Harz erworben. In Breslau wirkte Reden wohlthätig. „Ich darf hoffen", schrieb Heinitz, „daß der

1) Mémoire sur les produits du règne minéral de la monarchie prussienne. Berlin 1786.

2) So schreibt Heinitz in einem Berichte vom 10. Okt. 1786.

Digitized by Google

mineralogische Teil der Provinz immer mehr gedeihen wird; die vier Bergämter sind mit sachkundigen Männern und mit guten Markscheidern besetzt, und so werden wohl alle Jahre neue königliche und Privatanlagen entstehen." Endlich die Hämmer Pommerns und der Marken und die Eisenmagazine waren der Leitung des Bergrates Wehling, eines sehr einsichtsvollen und berechnenden Kopfes, anvertraut. Auch die Männer, welche zu Berlin im Departement saßen, lobt Heinitz als sehr unterrichtet und eifrig und ganz und gar geeignet, die verschiedenen Anlagen seines Departements prüfend zu besichtigen. Der Geheime Bergrat Gerhard und der Oberbergrat Mönnich unterwiesen außerdem die jungen Leute, welche sich diesem Fache widmeten, in Mineralogie, Mathematik und Physik.

Die Erzeugnisse des Mineralreiches stellten zu dieser Zeit einen jährlichen Wert von mehr als 5 Millionen Thaler dar, und es fanden hierbei 88 024 Familienväter Beschäftigung und Unterhalt in den Berg- und Hüttenwerken und den damit zusammenhängenden gewerblichen Anlagen. Die Staatskasse bezog ein Einkommen von 779 000 Thalern, und an Privatleute fiel ein Gewinn von 493 000 Thalern jährlich. Die Ausfuhr von Rohprodukten und Fabrikaten des Bergbaues belief sich auf 1 048 803 Thaler und dagegen die Einfuhr auf 823 000 Thaler.

Letztere so viel als möglich zu beschränken, den Ertrag zu erhöhen und die Kosten zu vermindern, das waren die Ziele, die Heinitz verfolgte. So wollte er in der Grafschaft Mark eine Nagelschmiede anlegen, damit das Metall, welches bei der Verfertigung des Stahldrahtes abfiel, verwertet werden könnte. Ferner war in Peitz ein Hochofen nach englischer Art errichtet worden, wo sich das Gußeisen besser und mit weniger Brennstoff reinigte. Zu demselben Zwecke wurden in den Marken ein Hochofen und elf neue Eisenhämmer in Gegenden angelegt, wo das Holz noch reichlich vorhanden war. Ebenso verfuhr man inbetreff der sehr wertvollen Rüdersdorfer Kalkbrüche; einige Kalköfen verpflanzte man dahin, wo das Holz billiger war,

Digitized by Google

und man gedachte weiter andere Öfen mit Torf- und Steinkohlenheizung zu errichten.

Überhaupt wendete der Minister den Brennstoffen eine große Aufmerksamkeit zu. Er sah darauf, daß der Torf ordnungsmäßig gewonnen und der Boden dann trocken gelegt und kulturfähig gemacht würde. In Pommern führte der Minister eine Aufsicht ein und zog aus Ostfriesland Sachkundige herbei. Dasselbe geschah in der Neumark. In Magdeburg und Halberstadt gewann man im Jahre 1785 viermal so viel als früher, nämlich 5 748 000 Stück.

Was die Steinkohlen betrifft, so kamen hier hauptsächlich die Grafschaft Mark und Schlesien in Betracht. In letzterer Provinz waren im Jahre 1740 nicht mehr als 40 000 Scheffel gewonnen worden. Die Förderung konnte sich nur dann vermehren, wenn die Verwendung zunahm. Dazu hatte schon lange der König geraten, und Heinitz bemühte sich in dieser Richtung so erfolgreich, daß man im Jahre 1785 bereits 388 279 Scheffel absetzte, die so viel wie 48 535 Klaftern Holz wirkten und in 44 Kalköfen, 47 Ziegeleien, 29 Brauereien, 42 Kesseln verschiedener Gewerbe, 175 Branntweinbrennereien, 109 Leinwandbleichen, 2480 Hufschmieden und Schlossereien und 1990 Brennöfen verbraucht wurden. Noch viel bedeutender war die Verwendung in der Grafschaft Mark, wo 1737 nur 467 874 Scheffel, dagegen 1785 schon 1 707 461 gefördert worden waren. Die Eröffnung der Ruhr durch 17 Schleußen, welche nach dem 1776 festgesetzten Plane vier Jahre später erfolgt war, und die Unterhaltung der Wege erleichterte die Versendung, und diese Landschaft verkaufte für 200 000 Thaler Steinkohlen an die Nachbarn. Um den Absatz in Schlesien zu befördern, baute man einen neuen Weg durch das Fürstentum Schweidnitz.

Wie sehr die Kosten sich durch die Steinkohlen vermindern ließen, zeigt ein Beispiel. Man fand bei Schmiedeberg Magneteisenstein und konnte daraus ein Eisen gewinnen, welches für Kurzwaren sich sehr eignete. Man wollte nun zu dieser Bereitung nach englischer Methode Coaks oder entschwefelte Stein-

Digitized by Google

kohlen nehmen. Die Versuche, die man machte, lehrten, daß für 2376 Thaler Steinkohlen zu 7000 Zentnern notwendig wären, die Holzkohlen in Malapane dagegen 2725 Thaler kosten würden.

Das zweite Ziel des Ministers ging dahin, die Bearbeitung der Metalle zu verbessern. Besondere Aufmerksamkeit wandte er dem Eisen zu, welches er zugleich für verschiedene Zwecke geeignet zu machen suchte. In den Marken, in Pommern und am Harze hatte die Fabrikation desselben sehr zugenommen. Das Schmiedeeisen wurde den stärksten Proben ausgesetzt, und man bemerkte, daß es unendlich an Güte gewonnen hatte und dabei billiger zu stehen kam. Auch in Preußen wurden darin Fortschritte gemacht. Das Verbot der fremden Anker und die Erweiterung des Schiffsbaues bewirkten, daß man die einheimische Verfertigung in Memel und Königsberg zu vervollkommnen suchte. Ja, in Stettin wurde noch eine dritte Fabrik dieser Art angelegt, welche so gut und so billig arbeitete, wie man bisher im skandinavischen Norden gekauft hatte. Diese Anker fanden schon auswärts Abnehmer; auch sie erlangten den allgemeinen Ruf, vortrefflich zu sein, durch die sehr starken Proben, denen man sie nach dem Vorgange Kopenhagens in Gegenwart von Abgeordneten des Magistrats und der Kaufmannschaft aussetzte.

In Oberschlesien hatte die Eisenindustrie gleichfalls eine sehr große Ausdehnung gewonnen; 47 Hochöfen und 185 Hämmer erzeugten 21819 Zentner Gußeisen, 123890 Zentner Schmiedeeisen, 2000 Zentner Stahl, 1200 Zentner Schwarzblech, 200 Zentner Eisendraht mit einem Gesamtwerte von 532000 Thalern. Der Minister bemerkte noch hierbei: dieser Draht beweise die Dehnbarkeit und Güte des oberschlesischen Eisens, doch müßten die Besitzer der Eisenhämmer lernen mit dem Brennmaterial schonender umgehen und den Betrieb verbessern; manche Fabrikanten hätten sich die Ratschläge, die man ihnen gegeben, und das Beispiel der königlichen Eisenhämmer zunutze gemacht, andere nicht. Übrigens wurde schlesisches Eisen schon über Stettin nach Portugal und Spanien

Digitized by Google

gebracht, wo man es zu Reifen um die Weintonnen verwendete. Der Minister hatte sich Nachricht über die englische Methode Kanonen zu gießen und zu bohren verschafft und gedachte sie zu Malapane anzuwenden.

Hauptsächlich blühte die Eisenfabrikation dort, wo der Märker Eisen reckt, in den westfälischen Landschaften des preußischen Staates. Vortreffliche Arbeiter gab es in Bielefeld; sie machten Grabscheite, Sägen und andere Geräte dieser Art, welche größtenteils außer Landes gingen. Das Rohmaterial, welches sie benutzten, war kein einheimisches; aber künftig, bemerkte Heinitz, werde man es ihnen zu den gleichen Preisen aus der Grafschaft Mark beschaffen. Der südliche Teil der letzteren gewährte dem Minister eine besondere Genugthuung. Die Natur begünstigte diese Landschaft durch Reichtum an Holz für die Kohlen und an Flüssen zum Treiben der Maschinen. Die Werkstätten für Metallarbeiter waren hier außerordentlich zahlreich, und die Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes stellten einen Wert von 600 000 Thalern jährlich dar. Heinitz verglich das Sauerland mit der Umgegend von Sheffield und Birmingham. Er hatte den Bergrat Eversmann in England und Irland reisen lassen; die Kenntnisse, welche sich dieser dort angeeignet, waren der Grafschaft Mark schon zugute gekommen und sollten ihr noch weiter nützlich werden. Man wollte bei den Messern, Scheren, Ketten, Pfriemen, Hufeisen mehr und mehr die englischen Muster und ihre schöne Politur nachahmen und die steirischen Sensen, Sicheln und Gartenmesser so viel als möglich verdrängen. Zu Torgelow in Pommern verfertigte man in französischer Weise Waren aus Gußeisen so gut, daß damit ein beträchtlicher Handel nach Preußen, Kurland, Liefland, Polen und Rußland getrieben wurde.

Auch die 34 Salpetergruben im Magdeburgischen und Halberstädtischen hatten sich sehr vervollkommnet, seit sie unter das Bergwerksdepartement gestellt waren, und brachten jährlich 300 Zentner mehr als früher. Heinitz dachte sogar daran, künstliche Gruben anzulegen und in Preußen und Schlesien

Digitized by Google

Torf und Steinkohlen dabei zu verwenden; denn die Artillerie brauchte jährlich über 3000 Zentner raffinierten Salpeter im Werte von 60 000 Thalern. Freilich bezahlte sie zu wenig; aber man fand folgenden Ausweg: man kauft in Indien und Polen durch die Seehandlung zu einem mäßigen Preise rohen Salpeter, raffiniert ihn und verkauft ihn alsdann um 12 % billiger, als diejenigen, welche die Lieferung bisher hatten. Der Gewinn sollte zur weiteren Ausdehnung dieser Fabrikation dienen und den fremden Salpeter entbehrlich machen.

Eben dieses, die Einfuhr so viel als möglich zu verringern, war das dritte Ziel, welchem der Minister zustrebte. Die Zementstahlfabriken zwischen Danzig und Oliva verwendeten schwedisches Eisen; aber da sie die Kosten für eine teurere Fracht aushalten konnten, gedachte der Minister ihnen schlesisches Eisen zu schicken, wie er es mit einem anderen Metalle seit vier Jahren machte; das Rothenburger Kupfer nämlich, welches man in der Grafschaft Mansfeld gewann, war besser und billiger, als das schwedische, und die Ausbeute durch die Dampfmaschine, die er hatte bauen lassen, noch erhöht worden. Man förderte jährlich 4000 Zentner Kupfer und 3000 Mark Silber im Werte von 160 000 Thalern, wovon ungefähr der achte Teil Gewinn war. Das Rothenburger Kupfer also schickte man nach Ostpreußen, wo es in den Hämmern zu Küchengeräten verarbeitet wurde; diese bildeten auf den Märkten von Memel, Königsberg und Elbing, welche die Polen und Russen besuchten, einen Hauptartikel.

Auch die Fabriken für Bleiweiß, Schrot, Steingut, Nadeln, Scheidewasser, Metallknöpfe gediehen in Königsberg. Die Russen und Polen kauften solche Waren und brachten zugleich Getreide, Pelzwerk, Hanf und andere Rohstoffe dorthin. Als vorzüglich bezeichnet Heinitz die Steingutfabrik des Dr. Ehrenreich, die wegen der vorteilhaften Einrichtung ihrer Öfen als Muster für eine Porzellanfabrik dienen könnte. Die Brüder Collins ahmten mit vielem Erfolge das Steingut des berühmten Engländers Wedgwood nach. Ja, Heinitz meinte, es ließen sich wohl in Memel, Königsberg, Elbing und andern preußi-

Digitized by Google

schen Städten noch mehr Bronze-, Gelb- und Bleiweißgießer ansetzen, da die Industrie dort nicht so zurück wäre, wie man gewöhnlich dächte. Man müßte diese Gewerbe daher aufmuntern, sie durch gute Fabrikinspektoren überwachen lassen und ihnen fremde Muster, besonders englische, verschaffen. Wir sehen, der Minister hat sich nicht bloß um Berg- und Hüttenwerke, sondern auch um die Fabriken, welche die Erzeugnisse derselben verarbeiteten, zu kümmern; nur in Schlesien gehörten die gewerblichen Anstalten dieser Art unter die Aufsicht der Kammern.

In den Marken erreichten die Rohprodukte nicht den Wert der Fabrikate. Indem der Minister auf die letzteren eingeht, erfahren wir noch manches inbezug auf die Einmischung des Staates in die gewerblichen Verhältnisse. So wünscht Heinitz, daß die Berliner Emailarbeiter und Juweliere, die übrigens an Geschicklichkeit den Parisern nicht nachständen, ebenso wie es bei den Verfertigern von Gold- und Silberfäden und Tressen geschähe, wegen des Absatzes nach außen einer Aufsicht inbezug auf die Mischung unterlägen. Unterrichtet über das Geheimnis, Gußstahl zu bereiten, gedachte der Minister eine solche Fabrik für die Messerschmiede und die Verfertiger mathematischer und mechanischer Instrumente anzulegen; er wollte ferner einen sechsten Kupferhammer nebst einem Walzwerk in Krossen errichten, um die Bereitung der kupfernen Küchengeräte zu erweitern und zu vervollkommnen. Ebenso sollte für die Vermehrung der Bronzewaren in Berlin Sorge getragen und einer Kurzwarenfabrik, die Messing-, Eisen- und Stahlwaren machte, eine Poliermaschine, die ihr fehlte, verschafft werden, damit ihre Fabrikate den notwendigen Glanz erhalten könnten. Auch die Droguengeschäfte riet er in Berlin zu vermehren, da hier an guten Chemikern kein Mangel wäre.

Aber der Staat griff noch stärker ein. Die Eisendrahtfabrik in Hohenfinow geriet ins Stocken, so lange sie ein Privatmann leitete, der von dem Geschäfte wenig verstand, und sie kam erst wieder empor, als das Departement sie vor drei Jahren in Verwaltung genommen. Ebenso lieferte die

Digitized by Google

Uhrenfabrik in Friedrichsthal gute und ſchöne Waren, ſeitdem man ſie einem einſichtigen Verleger anvertraut hatte. Das gleiche Verfahren wollte man inbezug auf die Meſſing- und Eiſendrahtfabrik in Hegermühle gegebenen Falles anwenden. Sie war die einzige Anlage dieſer Art diesſeit der Weſer. Das Departement arbeitete damals an einem neuen Betriebsplan und hoffte dadurch die Fabrikation zu verbeſſern und den Abſatz zu erweitern. Aber wenn die Verleger ſich weigerten dieſe neuen Vorſchriften anzunehmen und zu befolgen, dann ſollte die Fabrik ebenfalls in Verwaltung genommen werden. Dagegen für die Nadelfabrik in Potsdam trat Heinitz nicht ein; er urteilte, ſie könne nicht gedeihen, weil man in der Grafſchaft Mark beſſer und billiger arbeite. Desgleichen ſtanden die beiden Kurzwarenfabriken in Wrietzen und Neuſtadt-Eberswalde, die viele Arbeiter beſchäftigten, mit ihren Erzeugniſſen denen der Grafſchaft Mark an Güte ſowohl als an Billigkeit nach. Zimmerleute, Tiſchler und andere Handwerker beſchwerten ſich oft über die ſchlechten Werkzeuge, die ſie von daher beziehen müßten. „Man wird das Monopol“, meinte Heinitz, „aufheben und die Einfuhr von Fabrikaten aus der Grafſchaft Mark und Schleſien erlauben müſſen.“ Wir ſehen, welches Abſperrungsſyſtem in Preußen herrſchte.

Für Schleſien trat der Miniſter noch bei einer anderen Gelegenheit ein. Die Waffenfabrik in Spandau und Potsdam gehörte merkwürdigerweiſe einem Privatmanne, der ſich nur des ſchwediſchen Eiſens bediente. Heinitz bemerkte dagegen, daß das ſchleſiſche, wie wiederholte Proben gezeigt hätten, für die Läufe und Bayonette nicht ſchlechter wäre. Die Anwendung konnte der König machen.

Der Miniſter ſorgte für Schleſien noch in einer anderen Art. In der Grafſchaft Mark mußte das Holz für die Eiſenfabriken vorbehalten werden, und deshalb blieben die Kupfer- und Bleiminen dort noch unbenutzt; dagegen wollte Heinitz letzteres Metall in Tarnowitz aufſuchen laſſen. „Seit drei Jahren“, ſchrieb er einmal ſpäter, „hat dieſes Bergwerk meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und ſeiner Wichtigkeit

Digitized by Google

wegen das Bergwerksdepartement und die davon abhängende Bergwerksdirektion sehr beschäftigt." Eine Summe von 9768 Thalern war zu Versuchsarbeiten, wie erwähnt, im Herbste 1783 ausgesetzt worden. Aber nach zwei Jahren mußte Heinitz dem Könige berichten, daß noch 48000 Thaler notwendig wären, und es fragte sich, wer dieselben zu zahlen hätte. Der Minister schlug vor, man sollte einen Verleger oder eine Gewerkschaft ausmitteln, welche diesen Bergbau auf ihre Kosten übernähme und weiter fortsetzte. Friedrich war es zufrieden, er meinte nur, daß es schwer sein würde gute, ehrliche Leute zu erlangen, „die nicht so stehlen und betrügen, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt". Also schrieb er am 22. September 1785. Heinitz sollte die Sache jetzt in die Hand nehmen und dann kurz anzeigen, unter welchen Bedingungen das geschehen könnte und ob auch für den König etwas dabei herauskommen würde. Der Minister wendete sich nun wahrscheinlich an Reden, und dieser mag bei der fortbestehenden Schwierigkeit eine Gewerkschaft zusammenzubringen zur Fortsetzung dieses Bergbaues durch den Staat geraten haben. In der großen Denkschrift berichtete Heinitz am Ende des Jahres: man sei damit beschäftigt, allgemeine Betriebspläne für diese wichtigen Minen aufzusetzen und festzustellen, unter welchen Bedingungen man Aktionäre zulassen könnte, oder ob es besser wäre sie weiter auf königliche Kosten zu bearbeiten. Die Entscheidung ist dann zugunsten der Verwaltung durch den Staat ausgefallen. Außerdem beschloß man die Verhüttung in gleicher Weise vorzunehmen, und so wurde denn am 27. Mai 1786 in Gegenwart Redens der Grundstein zu der Friedrichshütte gelegt und dann so fleißig gebaut, daß man bereits am 28. September zum erstenmal anlassen konnte. Wenige Tage vorher waren auch die Unterhandlungen, welche Reden mit einem Maschinenbauer von Wales wegen einer Dampfmaschine geführt hatte, zum Abschluß gekommen [1]).

1) Koch 35. Dobers, Die kgl. Friedrichshütte bei Tarnowitz. Festschrift S. 11.

Digitized by Google

Heinitz hielt ſich damals in Schleſien auf; denn er hatte ſchon acht Tage nach dem Tode Friedrichs des Großen von dem Nachfolger den Auftrag erhalten, die Berg- und Hüttenanſtalten dieſer Provinz einer prüfenden Beſichtigung zu unterziehen. Sein ausführlicher Bericht iſt vom 10. Oktober 1786. Über Tarnowitz meldet er im weſentlichen folgendes: „Es wird dieſes Blei- und Silbererzbergwerk für Rechnung des Königs mit dem glücklichſten Fortgange betrieben. In einem Zeitraum von nicht vollen dritthalb Jahren ſind aus dieſem geſegneten Bergwerk über 15000 Zentner Bleierze durch angeſtellte 200 meiſt aus fremden Staaten herbeigezogene Bergleute gewonnen, binnen vier Monaten eine Schmelzhütte nebſt dazu gehörigen Magazinen und Wohnungen erbaut und überhaupt alle Anſtalten mit Sachkenntnis, Eifer und Beharrlichkeit getroffen worden. So wird dieſer wichtige Bergbau- und Hüttenbetrieb ſchon von jetzt ab die anſehnlichen Bleibedürfniſſe des Landes beſtreiten, beim auswärtigen Bleihandel mitwirken, 3000 Mark Silber jährlich liefern und durch eine künftige Umlaufsſumme von 50000 Thalern die ganze verarmte Gegend von Tarnowitz in beſſere Aufnahme bringen."

Unter allen Bergwerken, welche der Miniſter kannte, gab es keines, das ebenſo raſch in die Höhe gekommen wäre und eine gleiche Menge von Erzen in ſich ſchlöſſe. Heinitz war ſelbſt hinuntergeſtiegen und hatte ſich von der Mächtigkeit des Erzlagers und von dem ganzen inneren Zuſtande des Grubenbetriebs überzeugt. In einem Bezirke von mehr als 4 □ Meilen war das Bleierz vorhanden, und aus der Fläche von einem □ Lachter oder 44 □ Fuß wurden 12—16 Zentner ſilberhaltiges Bleierz ausgehauen [1]). Heinitz hatte ſich, indem er dem erſten Schmelzen beiwohnte, von der Möglichkeit überzeugt, daß noch in dem laufenden Rechnungsjahr 8000 Zentner Blei und 400 Mark Silber im Werte von 45000 Thalern gewonnen würden. Das Blei beſaß eine vorzügliche Reinheit

1) Koch dagegen ſchreibt S. 32: „Ein Probehauen ſchüttete aus 1 □ Lachter 44¼ Zentner reines Erz!" Ich halte mich an Heinitz.

Digitized by Google

und übertraf an Geschmeidigkeit alle dem Minister bekannten Sorten.

Die Hauptschwierigkeit bildeten die sehr häufigen Wasser in den Gruben. Die drei Roßkünste, welche dagegen kämpften, kosteten jährlich über 14000 Thaler; 1787 sollte die neue Dampfmaschine in Thätigkeit kommen, in jeder Minute 60 Kubikfuß Wasser herausheben und mit einer Ausgabe von 3000 Thalern betrieben werden [1]). Mit ihrer Hilfe hoffte der Minister das ganze Feld abtrocknen zu können.

Der feine gelbe Ocker, welcher sich in den Bleierzstufen fand, wurde sorgfältig gesammelt und zu derjenigen roten Farbe gebrannt, die man zum Anstreichen von Häusern verwendet. Mennigbrennereien, Bleiweiß-, Schrot- und andere solche Fabriken sollten angelegt werden, sobald man Gelegenheit haben würde, den Inländern durch Fremde die nötigen Handgriffe zeigen zu lassen.

Nach dem Berichte des Ministers hatte das Tarnowitzer Werk bisher 60000 Thaler gekostet, und 30000 waren noch erforderlich für die Feuermaschine und den Ankauf hinlänglicher Vorräte von Holzkohlen und andern Materialien. Dagegen hoffte Heinitz, daß schon im nächsten Jahre 12000 Zentner Blei und 3000 Mark Silber im Werte von mehr als 100000 Thalern gewonnen werden würden.

Außerdem enthielten die flachen Gebirge bei Tarnowitz auch Eisenerze, Steinkohlen, Galmeierde, Kalk- und feuerfeste Sandsteine. Diese Produkte wurden sämtlich vorteilhaft benutzt und teils roh, teils verarbeitet, ins Ausland versendet. Als Beispiel führt Heinitz den Galmei an, der jährlich allein 16—18000 Thaler bringe; da nun dieses Mineral nach Slawentzitz und Hegermühle bei Neustadt-Eberswalde ging, so verstand der Minister unter dem Wort Ausland auch andere Provinzen des preußischen Staates.

Das oberschlesische Eisen wurde jetzt anstatt des schwedischen nach den Marken und Pommern gesendet, und so bil-

1) Koch hat 3700 Mark (S. 35).

Digitized by Google

dete ſich ein ſehr lebhafter Hüttenbetrieb. Bei Tarnowitz wurden jährlich an Eiſenerzen 555000 Zentner und in verſchiedenen anderen Gegenden der Fürſtentümer Oppeln und Ratibor 177900 Zentner gefördert und daraus in 44 Hochöfen 165000 Zentner Gußwaren und Roheiſen geſchmolzen. Letzteres verarbeitete man wieder größtenteils auf 168 Hämmern zu verſchiedenen Gattungen geſchmiedeten Eiſens. Jährlich kamen dadurch 400000 Thaler in Umlauf, der Wert und Ertrag der oberſchleſiſchen Güter und Forſten vermehrte ſich anſehnlich, da ſie ungefähr 125000 Klaftern Holz an die Berg- und Hüttenwerke jährlich abſetzten, das Fuhrweſen und die Oberſchiffahrt nahmen ſich ſehr auf, und Kultur kam in wüſtgelegene Gegenden.

Die Munitionsgießereien zu Malapane und auf dem Kreuzburgerwerke lieferten im letzten Jahre 17069 Zentner Bomben, Kanonen, Kugeln und Granaten. Die Stahlwarenfabrikation in Kraſcheow und Jedlitze bei Malapane, die vor anderthalb Jahren ihren Anfang genommen hatte, war die erſte Anlage dieſer Art diesſeit der Weſer.

Die Breslauer Kaufmannſchaft, die eine Eiſen- und Stahlfabrik an der Malapane unterhalb der Ortſchaft Jedlitze zu gründen beabſichtigte, hatte deshalb von Friedrich II. ein Privilegium erhalten. Jetzt unterrichtete ſich Heinitz an Ort und Stelle, und er fand, daß dieſe Anlage alle Aufmerkſamkeit verdiene; denn ſie werde dem Staate mehr als 50000 Thaler erſparen, die größtenteils nach Steiermark bisher gegangen ſeien.

Die Förderung der Steinkohlen wuchs glücklich weiter. Infolge der wohlfeilen Feuerung vermehrten ſich die Kalkſteinbrüche längs des niederſchleſiſchen Gebirges bis auf einige 50, und der Ackerbau gewann dadurch ſehr, indem die Landwirte ſich von dem Nutzen der Kalkdüngung immer mehr überzeugten. Im Gebiete des Fürſtentums Schweidnitz wurden im letzten Etatsjahre 420508 Bergſcheffel gewonnen; ja, die beſtehenden 20 Gruben vermöchten noch mehr zu liefern, meinte der Miniſter, wenn man einen Weg nach Maltſch an der Oder an-

Digitized by Google

legte, damit die Kohlen nach den Marken und Pommern geschafft werden könnten.

Das Arsenikwerk in Reichenstein brachte 5000 Thaler in Umlauf. Durch auswärtige Bestellungen vergrößerte sich die Fabrikation, und aus den goldhaltigen Schliechen wurden jährlich zu Neustadt a. d. Dosse 12 Mark Goldes geschmolzen. Die Eisenhüttenwerke bei Sprottau, Bunzlau und im Saganischen erfuhren manche Verbesserungen durch das Oberbergamt in Breslau, sie verfertigten nun Eisen von größerer Güte und verursachten einen Umlauf von 30 000 Thalern. Das Kupferbergwerk zu Rudelstadt lieferte so viel Erze, daß 500 Zentner vorzüglich gutes Kupfer geschmolzen wurden. In Giehren hatte man in den letzten drei Jahren ein Zinnbergwerk für königliche Rechnung angelegt, indem man die alten Gruben von den Grundwassern frei machte; die Erzförderung hatte begonnen, und im kommenden Sommer wollte man zu schmelzen anfangen. Endlich gedieh jetzt auch das Blaufarbenwerk in Querbach. Man hatte dem anderen in Hasserode den schlesischen Markt für die feineren Sorten, die in Querbach nicht gemacht wurden, eröffnet und den Verschleiß beider Werke dem Kaufmann Müllendorf in Breslau übertragen, weil die Kaufmannschaft ihn unter landesherrlicher Autorität nicht übernehmen wollte. Querbach brachte nun in einer unkultivierten Gegend 20 000 Thaler in Umlauf und machte durch die Verfertigung untadelhafter Farben aus selbstgewonnenen Kobalterzen sämtliche schlesische Leinwandbleicher unabhängig von dem sächsischen Blaufarbenwerke.

Außerdem hatte der Minister schon früher einen Sachkundigen aus Schwarzburg-Rudolstadt angestellt, der Chrysopras, Saphir, Jaspis, Agath, Chalcedon, Opal und andere feine Steine suchen und bearbeiten sollte. Heinitz munterte jetzt ihn auf, Schleifmühlen auf eigene Kosten anzulegen und geschickte ausländische Steinschneider anzustellen.

Es ist ein schönes Ding um den rechten Mann an rechter Stelle. Wenn wir das Schreiben, welches Friedrich der Große am 15. Juni 1779 an Heinitz gerichtet hatte, mit

Digitized by Google

dem Berichte des Ministers vom 10. Oktober 1786 vergleichen, so finden wir einen Unterschied wie zwischen einer Mißernte und einem reich gesegneten Jahre. Dort wurden nur spärliche Hoffnungen erweckt, hier dagegen ist Schlesien eine Provinz frohester Aussichten. „Die Natur", schreibt Heinitz, „hat den schlesischen Gebirgen weniger Gold und Silber, welche Metalle, wie wir an Spanien ein Beispiel haben, selten einen Staat bereichern, dagegen Eisen, Kupfer, Zinn, Blei, Steinkohlen und andere Mineralien in so großer Güte und Menge gespendet, daß nicht allein Schlesien und Glatz, sondern auch benachbarte Provinzen damit versorgt werden können. Durch Erzeugung dieser Metalle und Mineralien kommt viel mehr Geld in Umlauf, als durch Gold- und Silberbergwerke. Es werden mehr Menschen dabei beschäftigt, und die Industrie in anderen Fabriken und Manufakturen wird dadurch sehr befördert, wie solches England beweist, als dessen Natur mit der schlesischen, selbst nach dem Zeugnis von Engländern, viel ähnliches hat."

Also schrieb Heinitz, welcher nicht allein Bergmann, sondern auch Nationalökonom war, in seinem Berichte vom 10. Oktober 1786. In einem anderen vom 22. August 1788 vergleicht er die beiden Provinzen des preußischen Staates, die hier hauptsächlich in Betracht kommen, und urteilt, in den westfälischen Landesteilen seien die Fabrikanstalten zahlreicher und ausgedehnter, dagegen habe der schlesische Bergbau einen größeren und beträchtlicheren Umfang; er liefere vierundzwanzigerlei Produkte, die einen jährlichen Wert von 800 000 Thalern an Ort und Stelle haben [1]), ganz abgesehen von Kalk

1) Und zwar:

Blei und Glätte, Wert mit Frachtlöhnen	80 187	Thaler.
Eisen (darunter verzinntes Eisenblech und blecherne Löffel)	566 257	„
(hiervon Schmiedeeisen an Ort und Stelle 432 800 Thaler und Frachtlöhne 54 102 Thaler)		
Kupfer, Messing und Messingdraht	50 549	„
Stahl, roher und raffinierter	13 576	„

Digitized by Google

und Torf, die Privatleuten gehören, welche darüber keine Rechnung ablegen dürfen. Zählte man hierzu noch die Frachtlöhne, welche bei der Versendung bis an die Grenze ausgegeben und von schlesischen Fuhrleuten und Schiffern verdient wurden, so ergab sich eine Gesamtsumme von einer Million Thaler, die im letzten Jahre durch den schlesischen Bergwerks- und Hüttenbetrieb in Umlauf gesetzt worden war. Er beschäftigte 2590 Arbeiter, die Zahl der Tagelöhner, Holzhauer, Köhler und Fuhrleute betrug 8776 Mann; diese 11 366 Familien waren wenigstens 45 000 Köpfe stark, und so viel Menschen fanden also Brot und Unterhalt.

Kann man es dem Minister verargen, wenn er bei dieser Gelegenheit auf die Zeit, wo er in preußische Dienste getreten war, einen vergleichenden Rückblick wirft? „Seit 10 Jahren", schreibt er, „hat sich diese Nationalindustrie von Schlesien mehr als verdoppelt"; denn im Jahre 1777/78 war der Wert der Produkte 380 967 Thaler, die Frachtlöhne betrugen 69 058, zusammen 450 025 Thaler. Die Zahl der eigentlichen Berg- und Hüttenarbeiter war damals nur 1410 und jetzt 1180 mehr; die letzteren waren größtenteils aus fremden Ländern nach Schlesien gezogen und hatten die Bevölkerung und den Wohlstand dieser Provinz vermehren helfen.

Für Heinitz gab es aber noch einen besonderen Grund sich zu rühmen. Das schlesische Finanzministerium lechzete danach, den glücklich entstandenen Reichtum wieder in eigene Verwaltung zu nehmen. Aber dagegen erklärte sich Heinitz mit vollem Rechte. „Die Erfahrung", schrieb er, „hat seit der zwanzigjährigen Existenz des Bergwerksdepartements gezeigt, daß die Geschäfte nur von einem des Faches kundigen Chef geleitet werden und daß dieselben nur von einem praktischen Mann eine zweckmäßige Richtung erhalten können. Ferner, eine Provinz unterstützt dann die andere mit Berg- und Hüttenbeamten

---

Steinkohlen, 645 475 Scheffel zu 3 Gr. = 80 684 Thaler, Fracht 129 095, zusammen . . . . . 209 799 Thaler

Digitized by Google

und Arbeitern gern, die Direktoren der verſchiedenen Diſtrikte teilen ihre Ideen und Verbeſſerungen mit. Schleſien muß künftig wegen der Mannigfaltigkeit ſeiner Werke die Schule von guten Berg- und Hüttenleuten abgeben. Allerdings iſt die kräftige Unterſtützung des Provinzialdepartements notwendig. Durch die Provinzialminiſter erhalten die Berg- und Hüttenleute Wohnungen, Schutz, Sicherheit, wohlfeile Lebensmittel und allen Vorſchub zu ihren häuslichen Niederlaſſungen. Ferner müſſen jene für Holz, Wegeverbeſſerung, Räumung der Ströme, Anlage von Kanälen, Zoll- und Akziſefreiheit, Entfernung alles Aufenthaltes bei den Zollhäuſern und Packhöfen ſorgen; ja der Verkauf der Produkte geſchieht unter Mitwirkung der Provinzialminiſter bei Feſtſetzung der Preiſe."

Heinitz hat noch bis zu ſeinem Tode, der im Jahre 1802 erfolgte, dem Bergwerks- und Hüttendepartement vorgeſtanden. Über ſeine Wirkſamkeit in dieſen 14 Jahren fehlt es aber bis jetzt an Nachrichten [1]). Wenn die Grubenwaſſer kommen, muß der Bergmann aufhören zu arbeiten; umgekehrt ſtellt der Geſchichtſchreiber ſeine Thätigkeit ein, wenn die Quellen verſiegen. Aber das Gegebene reicht aus, einen hochverdienten Mann, der bei Brockhaus und Meyer und in der Allgemeinen Biographie mit Stillſchweigen übergangen wird und bei Erſch und Gruber nur wenige Halbzeilen erhalten hat, wieder in lebendige Erinnerung zu bringen. Der Verfaſſer dieſes Auf-

---

1) Mitteilen will ich noch in der Anmerkung das an den König gerichtete Schreiben vom 13. Auguſt 1793: „Die mit ſchleſiſchen Steinkohlen in Gang gebrachte Feuermaſchine bei der Porzellan-Manufaktur.. iſt nun vollſtändig errichtet, und es werden dadurch an 10 Pferde erſpart. Sie... iſt die erſte ihrer Art, von kleinem Umfang und großer Wirkung, ein inländiſches Produkt, auf den oberſchleſiſchen Eiſenwerken Ew. Kön. Maj. durch den ſehr geſchickten Maſchiniſten Baildon verfertigt und nun hier errichtet." (Erſte Beilage zur K. privilegierten Berliniſchen Zeitung, Sonntag 1. Auguſt 1869. Sonntagsbeilage Nr. 31 in dem Aufſatze: Alex. v. Humboldt als techniſcher Beamter. Von J. Löwenberg).

Digitized by Google

satzes glaubt am Schlusse seiner Arbeit mit Tacitus sagen zu dürfen: „Wohl mag viele Männer der Vorzeit als ruhm- und verdienstlos Vergessenheit begraben; Heinitz, der Nachwelt geschildert, wird ewig leben."

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

JUL 10 1933

180ct'63XS

REC'D LD

JUN 17'64 -7 PM

LD 21-50m-1,'31

Digitized by Google

YC 37866

Reimann

171482

D403
.8
K4-

Digitized by Google

Digitized by Google